



Abonnements nehmen außer der Expedition in Breslau alle Buchhandlungen und Postämtern des deutschen Reiches entgegen.

Ausgegeben am 22. Juni.
Der Jahrgang läuft vom 1. October 1883 bis dahin 1884.

Abonnements-Preis bei allen Buchhandlungen 4 L. — pro Quartal; bei sämtlichen Postämtern 4 L. 30 pro Quartal. Preis der einzelnen Nummer 10. Pfg.

Schachmatt.

Roman von **Wald August König.**
(Fortsetzung.)

Das Buch verbotener Uebersetzungrecht vorbehalten.

Mit fieberhaft pochendem Herzen stieg Kurt die hohen, gutmüthige Gesicht, die listig funkelnden Augen ruhten voll Erstaunen auf dem Eintretenden.

„Ich hoffe, daß ich nicht störe,“ sagte Kurt in schüchternem Tone, „sollte es aber der Fall sein, so komme ich ein anderes Mal wieder.“

„Durchaus nicht,“ erwiderte der Maler trocken; „nehmen Sie Platz, ich plaudere gerne bei der Arbeit.“

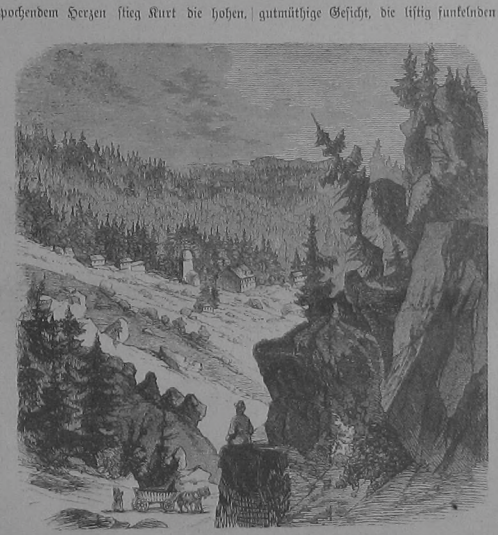
„Darf ich fragen, was Sie augenblicklich auf der Staffelei haben?“

„Warum nicht? Sie sehen's ja, ein Studienportrait!“

„Ah, superbe!“ sagte Kurt, näher tretend.

„Ich kenne einen Stammeraden von Ihnen, der würde sagen: schanderhaft schön!“ lachte der Maler. „Beides ist ganz dasselbe, das Eine will so wenig bedeuten wie das Andere.“

„Doch nicht, Herr



Deutsche Erbvergländschaft. (Siehe Seite 622.)

„Mit fieberhaft pochendem Herzen stieg Kurt die hohen, gutmüthige Gesicht, die listig funkelnden Augen ruhten voll Erstaunen auf dem Eintretenden.“

„Ich hoffe, daß ich nicht störe,“ sagte Kurt in schüchternem Tone, „sollte es aber der Fall sein, so komme ich ein anderes Mal wieder.“

„Durchaus nicht,“ erwiderte der Maler trocken; „nehmen Sie Platz, ich plaudere gerne bei der Arbeit.“

„Darf ich fragen, was Sie augenblicklich auf der Staffelei haben?“

„Warum nicht? Sie sehen's ja, ein Studienportrait!“

„Ah, superbe!“ sagte Kurt, näher tretend.

„Ich kenne einen Stammeraden von Ihnen, der würde sagen: schanderhaft schön!“ lachte der Maler. „Beides ist ganz dasselbe, das Eine will so wenig bedeuten wie das Andere.“

„Doch nicht, Herr

„Vor der Staffelei, mit Palette und Malstock in der Hand, stand der Maler Ernst Wildenbruch, ein kleiner breit-

schultriger Mann; ein brauner Vollbart umrahmte das kluge,

Wildenbruch; wenn auch Laie, verstehe ich doch etwas von Ihrer Kunst. Ich habe in meiner Jugend ja auch gemalt.“

Ernst Wildenbruch pfiff eine Arie vor sich hin und malte mit der größten Gemüthsruhe weiter.

„Dann bedauere ich die Farben, die Sie verschwenden haben,“ sagte er.

„Sie würden zu diesem Ausdruck dann berechtigt sein, wenn Sie meine Leistungen gesehen hätten!“

„Na, wenn diese Leistungen vorzüglich gewesen wären, hätten Sie nicht den bunten Nod angezogen.“

Kurt blickte auf die Unterlippe und ließ seinen Blick durch das Atelier schweifen, es war keineswegs mit dem Luxus ausgestattet, mit der die Phantasie des Ateliers eines Malers zu schmücken pflegt.

Skizzen, fertige und unfertige Gemälde, zumeist Portraits, hingen und standen an den Wänden, dazwischen sah man Gipsabgüsse von Köpfen, Händen und Armen, ausgestopfte Vögel, altmodische seidene Gewänder, alte Waffen, Krüge und Gläser.

Das Mobiliar bestand aus einem alten Sopha, das mit geklümelten Kissen überzogen war, einigen Stühlen mit hohen geschnitzten Lehnen, einem Blumenstisch, auf dem einige Palmen ihre Däse frästeten, einem alten Ofen, dessen Fieder eine medicinische Venus bildete und einem kleinen runden Tische, auf dem verschiedene Liqueurflaschen, Bierkrüge und Gläser standen.

Auch das Portrait Franzens hing an der Wand, ungerahmt und, wie es schien, nur als Studienkopf behandelt.

„Man faßt in der Jugend manchen Entschluß, den man später bereuen muß,“ sagte Kurt nach einer langen Pause; „vielleicht haben Sie das auch erfahren?“

„Allerdings, hätte ich in meiner Jugend gewußt, wie tief die Kunst sich erniedrigen muß, um ihr tägliches Brot zu erbetteln, so wäre ich nicht Maler geworden. Gleichwohl wird man eben nur das, wozu man Talent hat, Herr Lieutenant, und wenn Vessing behauptet, Raphael wäre ein großer Maler geworden, selbst wenn er ohne Hände auf die Welt gekommen wäre, so hat er selbst wohl nicht darüber nachgedacht, welche bodenlose Dummheit in diesem geistreichen Ausdruck liegt. Ich bitte Sie, ein Maler ohne Hände! Können Sie sich ein solches Monstrum denken?“

Kurt antwortete nicht auf diese Bosheit, sein Blick ruhte auf dem Portrait Franzens.

„Können Sie sich einen Lieutenant ohne Degen denken?“ fuhr der Maler mit einem raschen Seitenblick auf seinen Gast fort. „Ohne Degen und Handschuhe?“

„Sie scheinen eine schlechte Nacht gehabt zu haben,“ erwiderte Kurt.

„Keineswegs, ich habe bis zwei Uhr ganz vergnügt gekneipt und dann geschlafen wie ein Dachs. Sorgen stören meine Nachtruhe nicht, ich überlasse sie herzlich gerne meinen Gläubigern, die mögen sich mit ihnen quälen.“

„Sie scherzen. Wie sollten Sie zu Schulden kommen?“

„Sie glauben vielleicht, ich verdiene Millionen mit meinem Pinzel?“

„Das nicht, aber —“

„Bitte, sehen Sie sich um, meine Wände sind tapeziert mit echten Wildenbruchs, ich kann eine ganze Galerie mit den Werken dieses unsterblichen Malers füllen!“

„Nun werden Sie bitter,“ sagte Kurt, der in wachsender Verlegenheit an seinem Schnurrbart drehte. „Der Studienkopf dort ist sehr schön!“

Der Maler warf einen raschen Blick auf das Portrait seiner Tochter und lächelte factiosisch.

„Unveräußerlich!“ erwiderte er lakonisch.

„Nennen Sie den Preis, ich kaufe es.“

„Gegen Baarzahlung?“

„Zahlung sofort, ich verlange keinen Credit von Ihnen.“

„Bezaure, ich verkaufe dieses Bild nicht!“ Kurt hatte sich erhoben, er fuhr mit der Hand durch seine Haare und holte tief Athem.

„Wenn Sie mir die Copie nicht überlassen wollen, würden Sie das Original mir anvertrauen?“ fragte er mit vibrierender Stimme.

„Oh, da hinaus wollen Sie?“ spottete Wildenbruch, der seine Arbeit nur einige Secunden unterbrochen hatte, um laut aufzulachen, nur aber mit dem Pinzel wieder geschäftig hantierte. „Nein, Herr Lieutenant, alle Achtung vor Ihrem Stande, aber einem Offizier gebe ich meine Tochter nicht. Ich bin erstens nicht reich genug, die Caution zu stellen, und zweitens habe ich keine Lust, mein ganzes Leben lang einen Schwiegersohn zu ernähren.“

„Habe ich das denn von Ihnen verlangt?“ fragte Kurt, ärgerlich an der Unterlippe nagend.

„Jetzt noch nicht, aber es würde kommen, sobald ich meine Einwilligung gäbe.“

„Die Caution kann ich selbst stellen.“

„Sehr angenehm für Sie, aber was weiter? Mit Ihrem Gehalt und den Zinsen der Caution reichen Sie noch lange nicht aus, ich kenne ja die vielen Bedürfnisse der Heren —“

„Wir werden uns einschränken.“

„Das dürfen Sie nicht, wenn Sie weiterkommen wollen, die Rücksichten auf Ihren Stand verbieten es Ihnen. Machen Sie mir die Pferde nicht scheu, lieber Herr, ich kenne das Alles sehr genau. Sie sind erst vor Kurzem Premier geworden, also noch lange nicht Hauptmann, und wenn Sie dies nach Jahr und Tag werden, haben Sie immer noch nicht genug, um mit Ihrer Familie standesgemäß leben zu können. Da müßte ich mir denn die Finger laßm und trumm arbeiten, um die nöthigen Zuschüsse bewilligen zu können, und es bliebe dennoch nur ein glänzendes Elend.“

„Sie sehen da doch zu schwarz,“ sagte Kurt, der mit wachsender Verlegenheit an den Spitzen seines Schnurrbarts drehte. „Ich wiederhole Ihnen, wir werden keine Ansprüche an Sie machen. Wenn Sie nur die Aussteuer bewilligen, die jeder Vater seiner Tochter mitgibt, für das Uebrige lassen Sie zuerst mich sorgen.“

Wildenbruch war an den Tisch getreten, er füllte ein kleines Gläschen aus einer Liqueurflasche und goß es hastig hinunter, dann trat er vor seine Staffelei, um das Knabenportrait mit prüfendem Blick zu betrachten.

„Ja, ja, das Alles ist leicht gesagt,“ erwiderte er achselzuckend, „dem Liebenden hängt der Himmel voll Weigen, und die Zukunft ist ihm Dürri. Was eine Haushaltung kostet, davon haben sie natürlich keine Ahnung, nach den Fliederwochen erst fängt man an zu rechnen, dann aber hilft kein Maulspitzen mehr, lieber Herr, dann muß gepiffen werden, und wenn die Schwiegereltern den Zimmer nicht ansehen können, so bleibt ihnen nichts Andres übrig, als das Turteltaubenpärchen zu füttern. Das dauert dann so lange, bis der Herr Gemahl glücklich um die Majordecke herumgekommen ist, es soll nur Wenigen gelingen, und Sie könnten ebenfalls an dieser gefährlichen Ecke scheitern —“

„Das wird nicht der Fall sein, verlassen Sie sich darauf.“

„Na, na, ich kenne Manche, der gar nicht so weit gekommen ist. Und was dann? Die kleine Pension —“

„Alle diese Bedenken gehen nur mich an, Herr Wildenbruch,“ unterbrach Kurt ihn erregt, „wenn Sie mir Ihre Tochter anvertrauen, so verlange ich nichts weiter von Ihnen, ich werde meiner Gattin alle Sorgen fern zu halten suchen —“

„Versuchen werden Sie das, daran zweifle ich nicht, wohl aber bezweifle ich, daß es Ihnen gelingen wird. Wären Sie Kaufmann, so ließe die Sache sich noch überlegen, aber unter den obwaltenden Umständen kann unmöglich etwas daraus werden.“

Kurt wanderte jetzt mit großen Schritten auf und nieder, er blieb bald vor diesem, bald vor jenem Bilde stehen, um es mit gleichgültigem Blick zu betrachten.

„Wollen Sie damit sagen, daß ich meinem Stande entgegen müßte?“ fragte er.

„Gott bewahre, Sie können das ja halten, wie Sie wollen, ich will mir später keine Vorwürfe von Ihnen machen lassen.“

„Ich könnte Maler werden, ich habe Talent —“

„Stubenmaler? Diese Sorte von Kollegen verdient freilich viel Geld —“

„So spotten Sie doch nicht, wenn es sich um die heiligsten Gefühle eines Menschenherzens handelt! Wollen Sie mir Unterricht geben?“

„Danke, ich habe Verrag genug.“

Unwillig nahm Kurt seine Mütze von dem Stuhl, auf den er sie hingelegt hatte, ein Fournesblitz traf aus seinen Augen den kleinen Mann, der ein altes Volkslied vor sich hinpfiffend ruhig weiter arbeitete.

„Glauben Sie nicht, daß Sie mit Spott und Grobheit mich abschütteln können,“ sagte er mit bebender Stimme. „Ich liebe Ihre Tochter zu sehr, als daß ich von ihr lassen könnte, und da ihr Herz mir gehört, so werde ich nicht zucken, bis ich auch ihre Hand mir errungen habe. Sie können uns Beide nicht mehr trennen, Herr Wildenbruch —“

„Bitte, ich kenne alle diese Redensarten zur Genüge aus Romanen, die ich in meinen Fiegejahre gelesen habe,“ unterbrach der Maler ihn, „Sie überzeugen mich damit nicht. Wollen Sie aber hinter meinem Rücken mein Kind zum Ungehorsam gegen mich verleiten, so würde ich das eines Ehrenmannes durchaus unwürdig finden. Ich darf wohl annehmen, daß Sie diesen Gesichtspunkt mit mir theilen.“

„Natürlich!“ rief Kurt, „auf der anderen Seite aber erwarte ich auch von Ihnen, daß Sie in dieser Angelegenheit als Mann von Ehre handeln, und damit empfehle ich mich Ihnen.“

Er zog die Thüre des Ateliers hinter sich zu und stieg tief aufathmend die Treppe hinunter.

Wie er es erwartet hatte, kam Fränzchen unten im Corridor ihm entgegen, das hübsche Mädchen mit den braunen Neugeborenen lag im nächsten Moment in seinen Armen.

„Wir müssen uns gebulden,“ sagte er leise, „verleite nur den Muth nicht, armes, theures Kind, ich vertraue darauf, daß Alles noch gut wird.“

„So hat mein Vater seine Zustimmung verweigert?“ fragte sie mit gepreßter Stimme.

„Mit dünnen Worten, die nichts weniger als höflich klangen.“

„Ich hab's befürchtet, er kann die Offiziere nicht leiden. Was aber nun, Geliebter?“

„Darüber laß mich nachdenken —“

„Fräuzl!“ rief in diesem Augenblick die helle Stimme des Malers von oben.

„Schreibe mir heute noch,“ flüsterte sie dem Geliebten zu, dann entwand sie sich rasch seinen Armen, um die Treppe hinaufzueilen.

Der Maler stand wieder vor seiner Staffelei, er empfing seine Tochter mit freundlichem Lächeln.

„Schenk' mir einen Bittern ein,“ sagte er.

„Haßt Du nur deshalb mich gerufen?“ fragte Fränzchen unwillig.

„Ist es kein genügender Grund? Na, sieh mich nur nicht so böse an, ich hab' nur meine Pflicht gethan und Dich vor Elend bewahrt, das darum nicht minder drückend ist, weil es nach Außen hin glänzend erscheint. Ich kenne die Welt und die Menschen besser, als Du; in den Häusern, in denen ich Unterricht gebe, werde ich manchen Blick hinter die Coullissen, da entdecke ich Manches, wovon Du keine Ahnung hast.“

„Und was Dir jedenfalls schimmern erscheint, als Denei, die es angeht,“ erwiderte Fränzchen, indem sie dem Vater das Glas überreichte.

„Och, das kann sein, aber ich beneide die Menschen nicht, die aus der Hand in den Mund leben und an den kommenden Tag nicht denken. Wenn's bei denen einmal ein Ende nimmt, dann ist es auch ein Ende mit Schreden.“

„Du nimmst Alles gleich so schlimm, wenn die Rede auf einen Offizier kommt!“ zürnte Fränzchen.

Durchaus nicht, nur soll ein Lieutenant nicht so leichtsinnig sein, die Tochter eines unvermögenden Mannes zu heirathen. Was wir haben, weißt Du, es ist gerade genug, daß wir anständig leben können, und wenn ich einmal den Fingel nicht mehr führen kann oder keine Aufträge mehr habe, dann mag es leicht kommen, daß wir am Hungertuch nagen.“

„Die Familie Wendlers ist ja reich —“

„Wird, es steckt nichts dahinter, Schatz! Ein kleines Vermögen und eine gute Pension, das ist Alles. Sie machen ein großes Haus, und schließlich, wenn die Generalin stirbt, bleibt nichts übrig als ein Saß voll Schulden. Der Procurist Wildenbruchs hat freilich eine namhafte Einnahme, aber der Bengel soll auch schon an der Börse speculiren, wie man in Vertrauen gesagt hat, er wird und kann also vielleicht auch für seinen Bruder nichts thun. Schlag' Dir nur die Geschichte aus dem Sinne, wirst schon einen Andern finden, der Dich glücklich macht.“

Fräuzl hatte die Thränen getrocknet, die sie vergeblich zurückzudrängen versuchte, hoch aufgerichtet stand sie vor dem Vater, aus jeden Zuge ihres hübschen blühenden Gesichtes sprach feste Entschlossenheit.

„Und wenn tausend Andere kämen, ich nähme keinen von ihnen,“ sagte sie mit einer Entschiedenheit, die den kleinen Maler einschüchtern sollte, aber nicht den geringsten Eindruck auf ihn machte. „Ich liebe Kurt, und wenn mein Blick Dir am Herzen liegt, dann muß Du Deine Zustimmung geben. Sei versichert, daß wir von Dir kein Opfer verlangen werden, ich würde ja die Achtung vor meinem Gatten verlieren, wenn er sich und seine Familie von Dir ernähren lassen wollte.“

„Kind, das verstehst Du nicht,“ unterbrach er sie sarkastisch. „Ein verheiratheter Offizier, der kein eigenes Vermögen hat, ist auf seine Schwiegereltern angewiesen, darin liegt nichts, was auf seine Ehre den leisesten Makel werfen könnte. Wir aber, Schatz, können uns den Luxus, einen Offizier in unserer Familie zu haben, nicht erlauben, und somit ist meine Weigerung vollständig gerechtfertigt.“

„Aber ich wiederhole Dir —“

„Und wenn Du's mir schriftlich giebst, daß Ihr keine Unterstützung von mir fordern wollt, so ändert das an meiner Ansicht noch immer nichts, denn ich weiß besser, wie es kommen wird. Gegen die Person des Herrn habe ich nichts, ich weiß, daß er ein guter Kerl ist; liebt er Dich wirklich, so wird er schon Mittel und Wege finden, meine Zustimmung zu erhalten.“

In den braunen Augen des Mädchens leuchtete es auf. „Soll das ein Hoffnungsstrahl sein, auf den ich vertrauen darf?“ fragte sie.

„Nimm es wie Du willst, nur bitte ich Dich, laß Dich nicht hinter meinem Rücken behörden. Was ich einmal gesagt habe, das bleibt gesagt, ich habe mein ganzes Leben lang für Dich gearbeitet, vergifte mir nun die letzten Jahre nicht durch Undank.“

„Haßt Du ihm die Mittel und Wege gezeigt —?“

„Nein, er selbst muß sie finden, auch wenn ich er dazu geworden. Es wäre auch für ihn besser, wenn er die Geschichte ganz und gar vergesse wollte — na, wir werden ja sehen. — Herein!“

Das Mädchen fuhr erschreckt zusammen und trat an den Tisch, um die Gläser und Krüge zu ordnen und dem Eintretenden ihr verklärtes Gesicht zu verbergen.

Die Thür war ziemlich ungelüth geöffnet worden, ein höchst elegant gekleideter, in seinen Bewegungen sehr lebhafter

Herr trat höflich ein. Dünnes, röthliches Haar, das schon zu ergrauen begann, bedeckte, zerlich freiset, den eckigen Schädel, ein langer röthlicher, sorgfältig gepflegter Bardenbart — sogenannte Cotelettes — schmückte das rothe Gesicht, unter hüflichen Brauen blühten die bloßblauen Augen ruhelos und voll Neugier in die Welt. Selbstfarbiges Glaceebandschube bedeckten die Hände, in denen er einen tadellofen Cylinderhut und einen himmelblauen Sonnenschirm trug und auf der gestickten Hemdkrause blühte ein Brillantmadel.

„Siehe ich Sie auch einmal bei mir, Herr Bauerband?“ sagte der Maler mit seinem ruhigen Gleichmuth. „Das ist hübsch von Ihnen; wenn die Millionäre nicht der Kunst unter die Arme greifen, wer soll es dann thun?“

Die neugierigen Augen Bauerbands schweiften über die Gemälde, die an den Wänden hingen.

„Millionär?“ erwiderte er. „Spaß, lieber Herr, so weit hab' ich's noch nicht gebracht. Also so sieht es in einem Maler - Artelljö aus? Ich hatte mir's anders vorgestellt.“

„Vielleicht wie ein Schneider - Artelljö?“ spottete Wildenbruch.

„Spaß! Sie handeln doch nicht mit Stoffen!“

„Ich handle mit Leinwand, verehrter Herr Bauerband.“

„Unsin!“

„Bemalte Leinwand, sie wird mitunter nach Quadrat Zoll, in den meisten Fällen aber nach Quadratfuß berechnet.“

„Wirklich?“ fragte Bauerband, der jetzt die Augen voll neugieriger Erwartung auf den Maler heftete. „Das habe ich noch nicht gewußt. Was kostet denn bei Ihnen der Quadratfuß?“

„Bei reichen Leuten rechne ich nur nach Zoll oder Centimeter.“

„So ja, ich gehöre wohl auch zu den reichen Leuten?“

„Wollen Sie das bestreiten?“

„Die Leute machen mich reicher als ich bin.“

„Dasselbe haben Sie früher auch gethan.“

„Wiejo, Herr Wildenbruch?“

„Sie haben Manchen gekleidet, daß er ausah wie ein Millionär, und er hatte doch nichts in der Tasche.“

Bertram Bauerband lachte, es klang wie das Weckern einer Ziege.

„Vermoster Wiß!“ sagte er, während er das goldene Vorknon, das an breitem Bande auf seiner Weste hing, auf die Nase klemmte. „Sie sind noch immer der alte Späßvogel. Wissen Sie, weshalb ich hier bin?“

„Weil Sie als reicher Mann ein Mäcen der Kunst werden wollen!“ erwiderte der Maler trocken.

„Mäzen der Kunst? Was ist das?“

„Beschützer der Maler, deren Bilder sie kaufen, um eine Gemäldegalerie anzulegen. Wissen Sie, daß zu sein ist eine hohe Ehre, es gehört zum feinen, zum allerfeinsten Ton.“

„Das will ich mir merken“, nickte Bauerband, „Mäzen der Kunst, werde in meinem Conversationslexicon nachschlagen. Sie kennen meine neue Villa, ist sie nicht prachtvoll?“

„Ich hatte noch nicht die Ehre, von Ihnen eingeladen zu werden.“

„Warten Sie nur darauf? Sie sind immer willkommen! Was fordern Sie, wenn ich mich von Ihnen malen lasse?“

„An Del?“

„Natürlich, im allerfeinsten Del.“ erwiderte Bauerband, sich in die Brust werfend, „ich kaunire nicht.“

„Brustbild oder ganze Figur?“ fragte der Maler, der jetzt seine Arbeit unterbrach, um der willkommenen Bestellung die ihr gebührende Aufmerksamkeit zu widmen.

„Spaß! Es muß ein großes Bild werden in einem recht breiten Goldrahmen. Natürlich ganze Figur.“

„Fünfzehnhundert Thaler.“

„Daß Dich der Kunst, das ist viel Geld!“ sagte Bauerband überauscht. „Sie verstehen das Rechnen.“

„Sie haben's auch verstanden und sind ein reicher Mann geworden, ich bleibe der arme Schuder, der ich immer war.“ „Bei solchen Preisen, das glaubt Ihnen Niemand! Uebrigens weiß ich, daß Sie andere Leute billiger gemalt haben.“

„Ja früher, da war auch das Del noch billiger. Ich habe feste Preise, verehrter Herr, und ein reicher Mann wie Sie sollte einem armen Künstler nicht die Kehle zuhalten.“

„Das thue ich auch nicht.“

„Sie bekommen ein schönes Bild.“

„Mit Rahmen?“

„Nein, der Rahmen ist Ihre Sache.“

„Also Sie malen mich in Lebensgröße, meinen schwarzen großen Hund neben mir, im Hintergrunde meine Villa. Auf der Terrasse der Villa stehen meine Frau und meine Tochter ebenfalls in Lebensgröße, und im Hintergrunde hält meine Kellwage mit den beiden Apfelschimmeln. Ist es Ihnen so recht?“

„Wollen Sie nicht auch das Dienstmädchen und den Kutstcher —“

„Der Kutstcher sitzt natürlich auf dem Bod, das eine meiner beiden Dienstmädchen hängt meiner Frau den Mantel um, das andere Dienstmädchen überreicht meiner Tochter eine Roje. Vermoß, meinen Sie nicht auch?“

„Ausgezeichnet“, spottete der Maler, „das wird ein großer Lappen werden, da kann ich die Leinwand und das Del gleich ein gros aus der Fabrik beziehen. Sie haben wohl nicht noch mehr Personen im Hause?“

„O doch, ein Gärtner.“

„Der könnte auf dem Bilde die Blumenbete düngen; da sie Pferde halten, haben Sie ja den Dünger umsonst.“

„Und dann habe ich noch eine Köchin.“

„Die kann den Kopf zum Fenster hinausstecken, dann weiß man auch gleich, wo die Küche ist.“

„Vermoß!“ sagte Bauerband voll Bewunderung. „Ja, so wollen wir's malen, nur die Idee mit dem Dinger will mir nicht recht gefallen; der Gärtner könnte —“

„Der kann zu Hause bleiben, mir will Ihre ganze Idee nicht gefallen“, unterbrach der Maler ihn in seiner derben Weise. „Glauben Sie, daß ich das Alles für fünfzehnhundert Thaler malen werde?“

„Ah, Sie können das nicht?“

„Ich kann's wohl, aber dann kostet das Bild zehn tausend!“

„Daß Dich der Kunst, so theuer ist das Del?“

„So theuer sind Del, Pinsel und Leinwand; wenn Sie's billiger haben wollen, gehen Sie zum Anstreicher, der malt Ihnen die Geschichte mit dem Weißquast auf eine getünchte Wand.“

„Das wär' auch keine schlechte Idee!“ sagte Bauerband sinneind.

„Nein, wahrhaftig nicht, Ihre Gäste würden darüber lachen. Und wenn Sie beim Anstreicher das Bild in Leinfarbe bestellen, hält's ein paar Jahre.“

„Ich glaube, Sie spaßen“, erwiderte Bauerband, dem allmählig ein Licht aufging.

„Gott bewahre, es giebt Anstreicher und bunte Farben, die ich Ihnen für ein solches Bild empfehlen kann, auf Porträtmöglichkeit wird's Ihnen ja am Ende nicht ankommen, wenn nur die Villa hübsch abgemalt ist!“

„Nein, so meine ich es nicht —“

„Na, dann erkläre ich Ihnen, daß ich für fünfzehnhundert Thaler nur Ihre Person male, auf den Hund soll es mir weiter nicht ankommen; wollen Sie das, dann entwerfe ich eine Skizze, die ich Ihnen in den nächsten Tagen vorlege. Wollen Sie aber ein großes Familienbild haben, so läßt sich auch darüber reden, verehrter Herr.“

Bertram Bauerband ließ das Vorknon von der Nase fallen und fuhr mit den Händen liebevoll durch den langen

Wadenbart, ein tiefer Seufzer befundete, daß er seinen Entschluß gefaßt hatte.

„Es ist ein Heidengeßel,“ sagte er, „aber ich kann's ja, und schließlich erwartet man auch von mir, daß ich für die Kunst etwas thue. Gut, kommen Sie mit der Skizze heraus in meine Villa, wir machen's dann ab.“

„Bon!“ nickte der Maler. „Daß ich Ihnen einen Bittern anbiete.“

„Danke, danke, ich trinke sogleich ein Glas Portwein, Schnaps ist mein Getränk nicht.“

„Wagt sich auch nicht für einen Millionär,“ spottete Wildenbruch, während er sein Gläschen noch einmal füllte, „Portwein ist natürlich nobler.“

„Das sagt meine Frau auch. Ach, was ich noch sagen wollte! Ich war im vorigen Jahre in der Schweiz — wissen Sie, wen ich da getroffen habe?“

„Dab keine Ahnung davon.“

„Ihren Neffen.“

„Meinen Neffen?“ fragte der Maler nachdenklich. „Sie meinen doch nicht den Sohn des Commerzienraths?“

„Nein, den Sohn des verstorbenen Malers.“

„Ah, Hugo Wildenbruch, der vor Jahren in die weite Welt lief, um Comödiant zu werden.“

„Richtig,“ erwiderte Bauerband seelenvergnügt, „ich traf ihn in einem kleinen Nest, wo er bei einer Schauspielerbande war. Ein prächtiger Junge! Meine Frau und Tochter hatten einen Narren an ihm gefressen.“

„So?“ brummte der Maler. „Ach hab' ihn immer für einen leichtsinnigen Schlingel gehalten.“

„Spaß! Etwas leichtsinnig sind die jungen Leute immer, wir Beide sind auch einmal jung gewesen. Herrgott, wenn ich an meine Wanderjahre denke!“

„Da haben Sie wohl unter den jungfräulichen Herzen manche Verheerung angerichtet?“

„De nun, es war meine Schuld nicht, weshalb waren auch alle Mädchen in mich verliebt!“

„Wirklich?“

„Was ich Ihnen sage! Wenn ich Abschied nahm, haben sie geweint, daß mir fast das Herz brechen wollte. Aber um ich Hugo Wildenbruch zurückzukommen, glauben Sie nicht auch, daß er von seinem Vormund betrogen worden ist?“

„Allerdings, denn ich weiß, daß sein Vater Vermögen befehen hat. Na, meinetwegen, mich geht's nichts an, und was mich nicht brennt, das blase ich nicht,“ sagte der Maler achselzuckend, während er die Farben auf seiner Palette mischte. „Lassen Sie die Hände davon, Sie könnten sie garstig verbrennen.“

„Werde mich hüten!“ erwiderte Bauerband. „Also auf Wiedersehen in meiner Villa!“

„Gegnnete Mahlzeit!“ rief der kleine Mann, den Blick auf die Thür heftend, hinter der Bauerband bereits verschwunden war. „Der mag den Frauenzirkel so weit ausbreiten wie er nur kann, der Schneider schaut doch noch aus allen Ecken und Enden heraus.“

Er legte die Palette hin und rieb sich vergnügt die Hände, während er das Porträt auf der Staffelei betrachtete; dann nahm er die unbrodrene Arbeit wieder auf.

(Fortsetzung folgt)

Die Dramen des Aeschylus in deutscher Nachdichtung von Oswald Marbach.

(Ein Wort an das gebildete deutsche Publikum)



Indem in der Nr. 26 gegenwärtigen Bandes dieser Blätter, bei Mittheilung des Portraits von Hofrath Professor Dr. Oswald Marbach, der Versuch gemacht worden ist, die bedeutenden wissenschaftlichen und dichterischen Leistungen Oswald Marbachs der unverdienten Würdichätzung zu entziehen, dürfte es an der Zeit sein, auch die empörende Thatfache an's Licht zu stellen, daß von „Aeschylus' Tragödien. Deutsche Nachdichtung. Stuttgart 1883“ nur dreizehn Exemplare in dem entscheidenden ersten Jahre abgesetzt worden sind.

Die Ursache mag hauptsächlich im Titel liegen, welcher gar zu leicht die Vorstellung zu erwecken im Stande ist, es handele sich hier um eine Leistung, die sich ihrem Charakter nach mit den vielen Nachdichtungen von Compe Robinson'se vergleichen lassen, in welchen der Nachdichter von dem Original im Ganzen oft sehr wenig beibehält und in Betreff des Liebrigen sich die allerbilligste dichterische Gestaltung erlaubt. So sieht aber hier die Sache nicht. Was Marbach bezieht die Vorrede wie folgt aus: „Nicht Worte, Verse und Vorstellungen, sondern Gedanken, Empfindungen und Charaktere habe ich treu wiedergegeben, ja neu zu beleben mich bestrahlt, um die noch vorhandenen Worte des erhabenen Dichters der antiken Welt meinen Zeit- und Volksgenossen und deren Kindern und Kindeskindern in's Bewußtsein zu bringen und sie den Bedürfnissen derselben gemäß wieder unmittelbar fruchtbar zu machen für die Fortbildung des geistigen Lebens der Menschheit.“

Die Arbeit der Nachdichtung besteht hier nicht in einer willkürlichen Umgestaltung der Herzänge und deren Aufeinanderfolge, auch nicht in einer willkürlichen Veränderung der Worte, sondern in den Willkürlichem gesprochen werden, sondern darin, daß Marbach deren Gedanken und Empfindungen in deutschen, dichterischen Ausdrücken so wiedergegeben sich befreit hat, daß der Leser soviel als irgend möglich den Einbruch empfängt, als ob er ein, im Geiste des Aeschylus und besten Zeitalter von Darius aus in deutscher Sprache geschriebenes Drama läse. Und man darf ohne Verhinderung sagen, daß Marbach diese, allbekanntlich so sehr herrliche Aufgabe im Großen und Ganzen so gelungen ist, daß man die Unterlage eines Originalen in fremder Sprache nur selten der deutschen Nachdichtung anfühl.

Was aber das noch bis jetzt und unter uns, einem ganz andres von Endrücken und Vorstellungen unspinnenden Wolfe und Zeitalter äußerst Wertvolle an den Antheile der Tragödien des Aeschylus betrifft, so mögen in dieser Beziehung folgende, der Vorrede entnommenen Worte hier eine Stelle finden.

„Die Dramen des Aeschylus sind nicht, wie von unlästerlichen Leuten in Gours gefehte langläufige Redekunstler besungen, „armfellige Fänsche dramatischer Poesie ohne Handlung und Charakteristik der vorgeführten Personen“, sondern im Gegentheil für alle Zukunft des menschlichen Culturlebens mütterliche dramatische Kunstwerke, welche erstens durch die innere Wahrheit der Schilderung seelischer Zustände und der notwendigen Entwicklung derselben unter gegebenen Verhältnissen, d. h. durch die Einheit der dramatischen Handlung, sowie zweitens durch die Schärfe und Lebendigkeit der vorgedachten Charaktere, und endlich — was bei Weitem die Hauptfache ist — drittens durch die klare, erhabene und hüterende Aussprache der höchsten religiösen und sittlichen Interessen der zur Geisteslicht sich erhebenden Menschheit, die Ziele erkennen lassen, denen die dramatische Poesie nachzukämpfen hat, um rechtlichste Kunstwerke zu Stande zu bringen. Von dem großen dramatischen Dichtern der Auezeit ist in erster Beziehung nur Goethe, in zweiter nur Shakespeare, in dritter nur Schiller mit Aeschylus zu vergleichen.“

„Meine Nachdichtung der Tragödien möge dieses Urtheil recht fertigen. Hier will ich nur noch auf die tiefinnige und hochgeistige Bedeutung der vorliegenden Tragödien und deren wunderbaren inneren Zusammenhang hinweisen. Es wird sich zeigen, daß diese sieben Dramen ein und denselben, für die Entwicklung des menschlichen Culturlebens wichtigsten Gedanken nach verschiedenen Seiten hin zur anschaulichen Aussprache bringen und dadurch ihre prototype Bedeutung bekräftigen.“

„Sobald der Mensch zum Selbstbewußtsein gelangt ist, strebt er auch nach Selbstbestimmung, nach Freiheit. Dabei aber ist er noch ein sinnliches Wesen, d. h. eine dem unüberwindlichen Naturgesetze unterworfenen Creatur. Dies ist ein unselig machender Widerspruch — der Kampf um's Dasein, welchen der Mensch, um als Geist sich zu behaupten, durchzumachen hat. In diesem Kampfe drängt sich dem Menschen durch die Erfahrungen, die er im Leben macht, die Ueberzeugung auf, daß er nicht allein der harten Nothwendigkeit eines ausnahmslosen Gesetzes — dem Schicksale — gegenübersteht, daß es auch außer dem Menschen noch geistiges Wesen gebe, welches sich selbst bestimme und wohl im Stande sei, der Nothwendigkeit gegenüber sich zu behaupten. Die als Schicksal aufgefaßte Nothwendigkeit ist blind, die beherzigt wohl unbedingt das Tode, aber das Lebendige nur unter Bedingungen; der Mensch macht die Erfahrung, daß im Tode der Lebendigen die Wahl, die Abzicht, die Abzucht neben der Naturnothwendigkeit sich als Macht erweist. Der Vorstellung des Schicksals stellt sich die Vorstellung der Vorsehung an die Seite und der Vorstellung der Menschheit die der Gottheit als einer übermenschlichen, aber auch geistigen

Wesenheit. Da die Menschheit in viele menschliche Individuen sich spaltet, so liegt für die Menschen die weitere Vorstellung nahe, daß auch die Gottheit in viele Individualitäten sich zerlege, oder zur Einheit aus vielen Individualitäten sich zusammenfasse. Die Menschen in ihrer Schwäche und Missethätigkeit finden Bestand bei der Gottheit als Waise, bei den Göttern als Einzelnen, auf Grund der geistigen Verwandtschaft, der Gemeinsamkeit des Selbstbewußtseins und der einer unendlichen Entzweiung fähigen Wesigkeit. So kommen die Menschen zur Religion. **Schöfal** — Götter — Menschen in ihrem Verhalten zu einander — das ist das Räthsel, mit dessen Lösung die Menschen sich beschäftigen haben, seit sie zu denken vermögen: ob **Schöfal** und **Gottheit** Dasselbe — ob Götter wie Menschen dem **Schöfal** unterworfen sind — ob die Menschen vom **Schöfal** oder von den Göttern abhängen — ob die Götter es mit dem **Schöfal** oder mit den Menschen halten? — Die Entzweiung des Menschengeistes erfolgt durch die Vertiefung in solche Fragen. Mit der Lösung desselben Räthsels beschäftigen sich auch die Sitten aus noch erhalteneren Tragödien des Aeschylus.

Indem es also sich in denselben allenthalben um die höchsten und

zugleich tiefsten religiösen Beziehungen des antiken Volkslebens handelt, springt es in die Augen, welche eine erhebende, von Ehrfurcht vor der Gottheit getragene Melt, die sichtlich-religiösen Grundzüge der Menschheit in diesen Dramen verkörpert. Schon deshalb allein verdienen dieselben, daß eine recht große Zahl Gelehrter sich um sie sammle, um auch von hier aus der heimtückischen Mankhaftigkeit der Sophisten vom gesunden Kerne der Philosophie und religions-philosophischen Betrachtungsweise aus entgegen zu wirken. Der an sich schon so hohe, und durch den Inhalt der Korrede wissenschaftlich und künstlerisch wesentlich gesteigerte Werth der vorliegenden, von den besten Organen unserer Presse sehr hervorgehobenen Nachdichtungen macht sie in vorzüglichem Grade geeignet, vorzüglich zu entstehen, sichtlich noch nicht auf Abwege gerathenen Charakteren unserer reiferen Jugend bei besonderen Gelegenheiten als Geschenk einschlächtig, nicht minder aber von allen Bibliotheken unserer Gymnasien und Realgymnasien, ebenso der Universitäten, geistlichen und Schullehrerseminare angekauft zu werden. Mögen denn diese Worte nicht auf feinstem Sand fallen!

B. J.

Die kleine Sängerin.

Du freundlich Kind im Nachbarhaus,
Mit blauen Aug' und lock'gem Haar,
Du stellst tagen, tagaus,
Als wär' Dein kleines Herzgen gar
Ein Nest voll lust'ger Vögelin,
Ein in den Frühling, Licht und klar,
In alle seine Pracht hinein,
Ein dünngeflühter Sängerdor,
Laut pfeifern ihre Melodien.

Noch liegt vor Dir in roß'gem Flor
Die Bahaft und der Erde Klob,
Das, wenn sich schloß das gold'ne Thor
Vom Eden Deiner Kinderzeit,
Um Dich die dunklen Räthsel spinnt
Kreuz'ger Klugeforschlichkeit.

O schick Dich Gott in Sturm und Wind,
In Wogenflut und Wetterganz,
Wenn einst, mein liebes, heitres Kind,
Du fahrst auf's off'ne Meer hinaus
Des Daseins, mitten in die arge Fluth,
Darin noch schuflos hartem Strauß,
Geschüttert mancher Schiffer ruht.

O möge wehen um Dein Boot
Ein Hauch von jenem Kiedermuth,
Der heute wirrt Dein langes Brot,
Und härken Dich auf Deiner Fahrt
In aller Prüfung, Pein und Noth,
Bis Dir des Hades Frieden ward.

Max Heineke.



Meine erste Reise in's Barenreich.

Von P. Pauli.

(Schluß.)

Der Golddirector empfing uns, wie mir scheinen wollte, nicht eben zuvorkommend. Er war ein kleiner, schmächziger Mann mit unfröhlichen, wenig Vertrauen einflößenden Zügen.

„Welch Culingesicht!“ mußte ich unwillkürlich denken.

Nachdem unsere Käse vorgelegt und in Erbhung befunden worden, ging es an das Weinieren des Gröps. Während der Director mit dem Öffnen der größeren Koffer und Kisten beginnen ließ, trat einer der Beamten zu uns und verlangte das Handgepäck durchzusehen. — Ich selbst führte nur ein kleines Täschchen bei mir, welches durchaus nichts Verhörerbares enthielt — jetzt aber kam das Kisten an die Reihe, das mir im letzten Augenbild vor unsrer Ankunft von Frau Weber zugesichert worden war: ich hatte keine Ahnung gehabt, was es enthielt, und war entsetzt, als der Hufe als erstes Stück eine neue, reich mit Spitzen besetzte Haube vorsa, wie sie Frauen in den sechziger Jahren etwa damals zu tragen pflegten. — „Ist das Ihre Haube?“

Meine Augen suchten Frau Weber und begegneten einem solch beschelenden Bild, begleitet von entsprechender Pantomime, daß ich ganz verzerrt behagte; ein befalliges Nicken meiner Beschützerin, oder besser meiner Feindin, belehrte mich, daß sie zufrieden mit mir sei. Der Beamte schüttelte verunndert den Kopf und griff abermals in das Kisten. Diesmal hielt er einen Kranz künstlicher Blumen vor meine Augen.

„Wah der gebet Ihnen?“

Diesmal sprach ich „Ne!“ mit megewandtem Gesicht, und als ich mich endlich auch noch zu zwei oder drei kleinen, jugendlichen Frauenhübschen befragen sollte, konnte ich dies nur noch durch summes Weigen des Hauptes thun! — Hatte ich aber geglaubt, das Verhör würde nun zu Ende sein, so war dies ein Aretum gewesen.

„Und wann ebenen Sie diesen verschiedenen Stoffpuz zu tragen?“ fragte der Hufe und betrachtete mich mit solch durchdringendem Blick, daß ich fühlte, wie mir das Blut lebend heiß in die Wangen schöß.

„Bei einer Hochzeit,“ stammelte ich kaum hörbar.

„So? — All die verschiednen Hauben auf einen Kranz?“

Das Klang offenbar höhnisch; der Mann hatte mich durchschaut und wußte, daß ich gelogen! Böllig hilflos sah ich wieder nach Frau Weber hinüber, doch dieselbe zudte nur unwillig mit den Schultern und machte eine drohende Gekerbe. „Du wußte, daß ich unter keiner Bedingung die Wahrheit sagen durft, wenn ich die Andern nicht compromittiren wollte; vorläufig wurde ich auch der Antwort überhoben, denn die Thüre öffnete sich plötzlich weit, und fünf bis sechs Kofaken traten ein, — unheimliche Gestalten mit finsternen, verwilderten Zügen! Sie näherten sich dem Beamten, der mich verhörete, und dieser verhorbte länger Zeit mit ihnen; es mußten wohl wichtige Nachrichten sein, die sie gebracht, denn obgleich sie sich der russischen Sprache bedienten, die ich nicht verstand, so nahm ich doch die heftige Erregung in Aller Wort und Mienen deutlich wahr. Wie mir in dieser Stunde, der ersten, die ich vom Boden des Landes meiner Träume zubradte, zu Muthe war, kann ich unmöglich beschreiben. Die an und für sich schon anstrengende Reise hierher hatte mich ermüdet; das Zügen und Heimlichthun, zu dem ich so unerwartet gezwungen worden, beängstigte mich, die ich von Hause her nur an offenes, ehrliches Handeln gewöhnt war, unsagbar. — Dabei begann ich plötzlich einen nagenden Hunger zu verspüren, kein Wunder, da ich so gut wie nüchtern von R. fortgefahren war und auch inzwischen keinen Bissen genossen hatte. Die schwüle, von allen möglichen und unmöglichen Gerüchen erfüllte Luft in der Hofstube endlich drohte mich zu ersticken! — O, daß ich nur einen Augenblick lang hätte draußen frische Luft einathmen dürfen! — Ich ließ meine Hände durch den Raum schweifen in dem halb unbewachten Verlangen, irgend einen Ritter in meiner Noth zu finden, und bemerkte einen großen, salbsten Mann, dessen dunkle Augen mit einer gewissen Theilnahme auf mir zu ruhen schienen. Seiner Richtung nach gehörte er ebenfalls zu den russischen Grenzbeamten; doch lag in seinen ersten, aber nicht unfreundlichen Zügen etwas, das mir unwillkürlich Vertrauen

ausflüßte. — Ich wollte eben meine, mir dem männlichen Geschlecht gegenüber angeborene Schüchternheit überwinden und mich dem Fremden nähern, als derselbe meine Absicht zu errathen schien und mir entgegenkam.

„Sie bedürfen dringend frischer Luft, nicht wahr, mein Fräulein?“ redete er mit an.

Der feste und doch milde Klang seiner Stimme that mir unendlich wohl, brachte die Erregung, in der ich mich befand, zu groß, als daß ich die Frage anderte, als durch ein mir selbst unverständliches Murmeln bejaht konnte.

„Einen Augenblick,“ damit trat er von mir fort und zu dem Director hinüber, um diesem einige Worte zuzuflüstern. Derselbe blühte aus seinen kleinen, stehenden Augen flüchtig nach mir hin und machte eine zustimmende Bewegung, worauf mein Beschützer — wie ich den jungen Beamten im Stillen bereits nannte — mir mit leichtem Bescheidenheit den Arm hot und mich hinausführte.

Es hatte inausfließen aufsteigend zu reizen, und eine köstlich frische, milde Luft strömte uns entgegen, die ich mit tiefen, durstigen Athemzügen einlief. Ein paar Minuten lang promenierte wir schweigend vor dem Hause auf und nieder, dann blieb mein Begleiter plötzlich stehen und sagte:

„Wollen Sie mir eine Frage ganz offen und ehrlich beantworten?“

„Gern,“ erwiderte ich.

„Nun denn: in welchem Verhältnis stehen Sie zu Ihren beiden Begleiterinnen?“

Ich sah ihm ein wenig verwundert in's Gesicht. „Es sind,“ versetzte ich dann, „entfernte Bekannte meiner Tante aus R., die ich, da sie gleich mit nach B. reisen, erboten, mir auf der Fahrt Gesellschaft und Schutz sein zu wollen!“

„Schick!“ — Der junge Russe lachte kurz und spöttisch auf. „Und sonst heißt sich kein Zusammenhang unter Ihnen?“ Sie wissen nicht, daß jene Frau und ihre Tochter geachtete Schmutzgerinnen sind?“

Ich fuhr empört und sah ihn zum Tode erschrocken an. „Nein, nein,“ rief ich angstvoll.

„Ich wußte es wohl,“ sagte mein Begleiter, und ich glaubte trotz meiner vorläufigen Aufregung zu bemerken, daß er wie erleichtert aufathmete. Wüßig aber verberstete sich seine Miene wieder, während sein Blick prüfend über meine Gestalt hinsah.

„Ich habe Sie beobachtet,“ sagte der Beamte, und erlangte sofort die Ueberzeugung, daß Sie entweder gar nicht wußten, was man Sie verleierte, oder doch mindestens die ganze Größe der Gefahr nicht kannten, in die Sie sich begaben, indem Sie Jenen helfend die Hand boten. — Nicht wahr, dieser Kuppel,“ er deutete auf meinen mitstreifenden Dui, „ist nicht das Einzige, was Sie an verwerflichen Waaren bei sich tragen?“

„Ich gedachte der „Kleinigkeit,“ die mich bisher machte — dabei erinnerte ich mich auch plötzlich, wie seltsam dunkel heut Morgen einige meiner Gardeofficiere gewesen, und gleich einem blendenden Blitzstrahl fiel der Erkenntnis in meine Seele, — daß ich sicherlich viel, viel mehr des Verbotenen mit mir führte, als ich bisher selbst geglaubt. — Es dunkelte vor meinen Augen und ich schloste mich einer Ohnmacht nahe. Da beugte sich mein „Beschützer“ zu mir nieder und flüsterte: „Wie ich Ihnen bereits sagte, sind Sie in die Hände ganz gefährlicher Schmutzger geraten. Bis jetzt fehlten uns immer nur die Beweise, um die Weiden strafwürdigen Handels zu überführen, — heute aber ist von R. aus gegen dieselben denunciirt worden; wir hatten Sie erwartet, und wenn die Durchsicht des Gepäcks da drinnen beendet ist, sollen im Nebengemach drei dazu angelegte und eilich verpflichtete Frauen Ihre sämtlichen Kleider durchsuchen. Welches Resultat dieses Vornehmen haben würde, wissen Sie selbst am besten.“

Er hielt einen Augenblick inne und blies sich prüfend um, wohl ob uns keiner der ab und zu gehenden Beamten und andere Leute beschaufelte. „Ich war wie bräutlich von dem Gedanken und vermochte nur mit äußerster Anstrengung mich aufrecht zu halten. Da fuhr der junge Russe, wüßiglich noch feiner als bisher sprechend fort:

„Wären die Weiden da drinnen allein wie bisher gekommen, so würde ich keinen Finger rühren, um sie der wohlverdienten Strafe zu entziehen; — Sie ernten dann eben nur, was sie Jahre hindurch gesät, — aber weil auch Sie, die im Grunde Unschuldige, für das Vergehen der Andern mitbüßen müßten, so will ich versuchen, Sie zu retten, — denn ich — ich nehme Antheil an Ihrem Geschick!“

„Wie blöde Sie sind, armes Kind,“ unterbrach er sich, „und wie müde Sie sich geängelt haben! Nehmen Sie nur noch eine Weile Ihre Kraft zusammen, ich hoffe, es soll noch Alles gut werden.“

„Aber wie, — wie wäre uns zu helfen?“ fragte ich bang.

„Die würdige Frau Weber,“ antwortete mein Begleiter, „ist nicht die Einzige, auf die wir heute zählen; — es ist wiederum noch eine große Schmutzgerin unterwegs, um die Grenze zu überschreiten, — ich bin die zwölf Wagen mügen's wohl sein, — und jene Soldaten, die vorhin Ihr Verhöre da drinnen unterbrachen, melden, daß dieselbe ergriffen und verhaftet worden ist, sie wird hierher escortirt und kann jeden Augenblick anlangen, mithin bleibt dem Director keine Zeit, sich noch länger mit Ihnen zu beschäftigen. Sie werden gleich Befehl erhalten, unverzüglich in Begleitung mehrerer bewaffneter Grenzsoldaten, die Sie streng bewachen sollen, nach B. weiter zu reisen; dort wird das Ende der Untersuchung stattfinden.“ — Nun aber merken Sie wohl auf und bedenken Sie zugleich, daß Das, was ich, ein russischer Beamter, so thun im Begriff stehe, mich Amt und Freiheit kostete, wenn es

bekannt würde! — Sagen Sie Ihrem Kutsher, — er passirt bereits seit zwanzig Jahren die Grenze und ist um sie sofort vertrieben, — er solle durch das Dorf noch in gewöhnlicher Trabe fahren, um jeden Aufsehen zu vermeiden, — dann aber, wenn sich der Weg theilt — er kennt die Stelle, — von der breiten Fahrstraße ab und rechts in den kleinen Seitenweg einbiegen; — dann aber dürfte, die die Pferde nicht schonen und müßte so schnell wie nur irgend möglich den nicht gar zu weit entfernten Krug zu erreichen suchen. — Weitere Instruction kann ich Ihnen nicht geben! — Ich werde die Grenzsoldaten, die Sie begleiten sollen, so lange hier aufhalten, bis ich anordnen kann, daß Sie den Waldweg erreicht haben, und dann auf der Fahrstraße Jenen nachsehen. — Beide Wege laufen ziemlich parallel, — doch deckt Sie der Wald vollkommen, und so werden Sie die Jenen nachziehenden Helfer wohl hören, aber nicht mit denselben zusammentreffen.“

Wir hatten während der letzten Minuten auf einer Bank unter einer großen Buche Platz genommen, die unweit des Jagdhauses stand. Mein Gefährte erhob allemal, wenn Jemand vorüberging, die Stimme und sprach scheinbar in raudem, unfranzösischen Tone zu mir, — eine Vorsichtsmaßregel, um jeden Verdacht einer Verständigung zwischen uns zu beseitigen. „Jetzt nur noch eine Frage,“ sagte er, sich erhebend, und ein Wächler spielte momentan am seine Lippen, „darf ich nicht wenigstens wissen, wie sich die junge Dame nennt, die, wenn auch gegenwärtig ermüdet, entschlossen war, den russischen Staat um einen — vielleicht bedeutenden — Theil des ihm Zukommenden zu bringen, und auf deren unschuldigem Geschickten doch die Todesangst bei diesem Unternehmen so deutlich geschrieben stand, daß ein Beamter deshalb selbst — zum Witzschanden geworden?“

„Ich heiße Marie Heimburg,“ erwiderte ich und fügte unwillkürlich hinzu: „ich will nach B., um dort die Familie Nothbart zu besuchen.“

Bei meinen letzten Worten leuchtete das Auge des schlanken Mannes neben mir seltsam freudig auf. — „Dann denken Sie dort zuweilen an Alexander Petrovitsch,“ bat er.

Es war die höchste Zeit, daß wir zum Hause zurückkehrten. Am Eingange traten uns die Damen Weber bereits entgegen, unsere Kalesche fuhr vor, mithin war der Befehl zur Weiterreise schon gegeben worden.

Während das Gepäck wieder im Wagen untergebracht wurde und ich dabei behilflich war, theilte ich Johann in fliegender Rede die erhaltene Weisung mit und fand zu meiner größten Erleichterung sofort vollstes Verständnis bei dem Brauen.

Im Begriff einzusteigen, suchte mein Blick noch einmal meinen gütigen Helfer. Er stand inmitten einer Schaar von zehn bis zwölf Personen — möglichweise der uns zugehörigen Bedienung — und ertheilte Befehle. Ich konnte mich ihm kaum halb nachmalig nähern, und jetzt erst fiel mir ein, daß ich mich wieder bei Alexander Petrovitsch verabschiedet, noch ihm ein Wort des Dankes gesagt hatte. — So peinlich mir dieses Bewußtsein auch war, es wurde doch bald wieder durch die Angst und Sorge verdrängt, die mir der Gedanke an unsere Weiterreise machte. Wie, wenn es uns doch nicht glücken, den bezeichneten Krug im Walde zu erreichen? —

Johann fuhr, wie ich ihn gesehen, nicht auffallend schnell, so lange wir uns in dem Grenzrevier befanden; sobald aber der Wald erreicht war, sog die Peitsche lausend über den Rücken unserer ahnungslosen Grauhimmel, und nun verfielen dieselben in scharfen Trab und endlich in elenden Galopp, so weit der etwas schwere Wagen dies erlaubte gestattete.

Meine Begleiterinnen wußten jetzt augenscheinlich ebenfalls, was es galt, und verhielten sich anfangs schweigen; dann aber begannen sie mit Fragen nach dem russischen Beamten, der mich hinausgeführt, in mich zu dringen, und wollten durchaus wissen, was derselbe mit mir gesprochen. Allein ich erklärte, noch den erlittenen Schrednissen und bei der Gefahr, in der wir noch immer schwanden, zu keinerlei Mittheilungen fähig zu sein und beobachtete dann hartnäckiges Stillschweigen.

Alexander Petrovitsch hatte gesagt, unser Ziel läge nicht gar zu fern, und ich berechnete, daß wir dasselbe dann bald erreicht haben könnten. — Von fern her tönte deutlich der Hufschlag galoppirender Pferde herüber; — ich wußte, daß es die uns folgenden Kaleschen seien und dachte mit Entsetzen daran, daß dieselben uns — trotzdem wir auf dem moosigen Waldwege lautlos dahinschlüpfen — am Ende doch noch entdecken könnten! „O, nur vorwärts, immer vorwärts!“ betete ich. — Da plötzlich standen unsere Pferde. — Ich bog mich voller Schreden aus dem Wagenfenster, um die Ursache der Verstopfung zu erforschen, und sah durch's tiefe Dickicht ganz ganz vernehmlich Bedauern — einen Mann und eine Frau, in der Richtung der Stelle, an welcher wir hielten, herankommen. Der Mann führte ein kleines Pferd an Zaum, welches einen leichten Weiterwagen hinter sich herzog.

„Was ist das?“ — rief ich angstvoll, — weshalb halten wir uns hier auf, wo jede Sekunde, die wir verlieren, uns verderblich werden kann?“

„Still,“ herrschte mich Frau Weber an; „Sie allein mit Ihren leidigen Fragen und Ihrem Unverstand können uns verderben! Jene Leute sind gute Freunde, die uns einige Sachen bringen, die sie für uns erworben hatten, und welche wir hier in Empfang nehmen werden; jetzt kein Wort weiter.“

Ich war grenzenlos empört und empfand daneben eine namenlose Angst vor dem Begriffsverloren; nur mit Mühe hielt ich die Zähnen

zurück: ich wollte durchaus nicht weinen, wollte nicht schwach sein! Schweiß lag ich zu, wie der Mann draußen mehrere Bäder unter dem Strohdach, das seinen Wagen füllte, herbeigekommen und wieder brachte, um wie dieselben in unserem Zeltlager vorgetragen wurden. Die Frau aber zog vor unsren Augen einen neuen kaltenreiden Oberrock an, das Band um ihren Hals weber an sich, eben so eine dicke weiße Jacke. Ich mußte jetzt, daß beide Kleidungstücke voller Schmutzgeplänzen steckten und wandte mich mit viel tiefer Verdammung ab.

Endlich, — endlich setzte sich unser Wagen wieder in Bewegung, um etwa eine halbe Stunde später vor der bewußte Krug erreicht, eine elende Hütte, aber ich überfiel mir die Schwellen derselben mit einem Geschieß unaußsprechlicher Greulichkeit! — Hatte ich doch Alexander Petrovitch nur gar zu wohl verstanden und wußte, daß wir hier Alles abgeben könnten, was wir an Verbotenen bei uns führten, um dann der Unternehmung in *W.* ruhig entgegen gehen zu dürfen. — Mit inniger Dankbarkeit gedachte ich des gütigen Freundes, den der Himmel mir in der furchtbaren Gefahr, der ich nun durch diese Hölle glücklich entronnen, gesandt hatte. — Was aber mochte er von mir denken, daß ich so kumm, so ein Amt davongegangen war? — Alexander Petrovitch — ob ich ihn wohl je im Leben wiedersehen würde?

Auf der nächsten Station wartete unsere Eskorte. Der Anführer derselben empfing mich mit lautem Schelten; er konnte sich unsere verspätete Ankunft offenbar nicht erklären, wir aber überließen es selbstverständlich Johannis Erfindungskunst, dieselbe zu motiviren.

Ogleich ich wußte, daß wir nun nichts mehr zu fürchten hatten, konnte ich doch auch für den Rest der Fahrt einer unbeschreiblichen Unruhe und Erregung kaum Herr werden. Bei jedem lauten Wort, das von draußen her zu uns drang, bei jeder noch so geringen Veranlassung fuhr ich auf's Höchste erschrocken in die Höhe, dann aber überkam mich plötzlich eine solche tödliche Abspannung, daß ich völlig kraftlos in meine Oede zurückfiel, so erschöpft, selbst noch einen Haren Gedanken fassen zu können, als wie ein todtes Glied dem Jochgebände in *W.* hielten, nur ich nicht im Stande, allein auszufolgen. Meine Reisegefährten mußten mich dabei unterstützen, und auf ihre Kräfte geleidet wankte ich, einer Sterbenskranken gleich, in das Haus.

Hier trat mir zu meiner größten Ueberraschung ein junger, elegant gekleideter Mann entgegen, begrüßte mich mit einigen höflichen Worten und fragte dann, ob er die Ehre hätte, Fräulein Heimburg vor sich zu sehen, worauf er selbst sich mir als Victor Nothbach, den ältesten Sohn der Freundin meiner Mutter, vorstellte. Es wäre ihnen, erzählte er, soeben durch einen Eilboten meine Ankunft angezeigt worden, worauf man ihn unersäglich mit ihrem Jubelwort begrüßelt habe, um meine Angelegenheiten hier auf dem Amt zu ordnen und mich dann nach dem Hause seiner Eltern zu führen. — Sie Alle seien ganz ungemein überrascht und erfreut, endlich ein Glied unserer Familie bei sich zu sehen.

Als ich eine Viertelstunde später die Schwelle des Nothbach'schen Hauses überschritt, trat mir eine solche Dasee entgegen. — Ich blühte in ein Paar milde, blauer Augen und schaute mich von zwei Vornen liebreich umfänglich. Das „Gott segne Ihren Eingang, mein liebes Kind!“ — das mir sie mich willkommen hieß, kante nur noch wie aus weiter Ferne an mein Ohr; es war der Aufregung zu viel für mich an diesem Tage gewesen, nun — da ich mich endlich beruhigt und geborgen wußte, unterlag meine Kraft; ich brach ohnmächtig zusammen.

Ein paar Tage nach war ich recht krank, dann aber erhölte ich mich unter der sorgsamsten Pflege, die mir zu Theil wurde, schnell, und nun erlube ich, daß Frau Weber mit Tochter inzwischen schon zwei Mal dazwischen sein, um sich nach meinem Befinden zu erkundigen. Ich sagte mir im Stillen, daß die würdigen Damen viel weniger von wirklicher Theilnahme zu diesen Besuchen getrieben würden, als von der Furcht, ich könnte plaudern und Dinge verrathen, die ihnen verberlich werden mußten.

Sie durften ruhig sein; ich würde geschwiegen haben, schon um des Willens, dem ich die Welt zu so großen Dank verpflichtet war.

Die dritte Tage wollte ich darauf bereits in *W.* um meine freundlichen Besuche baten Alles auf, mit den Aufenthalt in ihrem Hause so angenehm wie nur irgend möglich zu machen, was ihnen so vollständig gelang, daß ich eben wieder einen Brief nach Hause geschrieben hatte, um mir noch weiteren Urlaub auf unbestimmte Zeit zu erbitten. Da wurde die Thür meines Zimmers ungemün aufgerissen, die Kleinfie des Hauses, ein großes Kind von kaum acht Jahren, — mein erklärter Liebling — künzte herein und meldete, atemlos von schnellem Laufen, es sei ein Besuch im „Salon“, der mich zu sprechen wüßte. Der Name dürfte je nicht verathen, da ich überführt werden sollte. Dabei zog die Blonde Alne mich im Sturmschritt mit sich fort, und bevor ich zu irgend welcher Frage Zeit gefunden, standen wir in dem sogenannten Salon, dem Empfangszimmer der Familie Nothbach. — Hier erhub sich von einem Esel, in welchem er der Frau vom Hause gegenüber gesessen, ein großer schlanker Mann, und trat mir rasch ein paar Schritte entgegen: — Alexander Petrovitch!

Der junge Hohlkorn war in diesen Räumen kein Fremder; er hatte vor zwei Jahren auf einer Bierwand durch seinen Mut und schnelle Weisheitsgewand Victor Nothbach das Leben gerettet, seitdem verband die jungen Männer eine innige, herzliche Freundschaft. Alexander Petrovitch war ein häufiger und stets gern gesehener Gast im Nothbach'schen Hause; so gefasch es, daß auch ich während meines Aufenthalts in demselben noch öfter mit ihm zusammenkam. —

Dann aber hieß es endlich Abschied nehmen. Gertrud hatte mir geschrieben, daß Mutter große Sehnsucht nach mir habe und meine Mütter lebhaft wünsche. Da während ich dem lauten allen Witten meiner geliebten Freunde, noch länger bei ihnen zu bleiben, auch den Wünschen des eigenen Herzens, und setzte den Zeitpunkt meiner Abreise auf den zweimäthigen Tag feil. — Herr Nothbach, welcher gleichfalls in Gesellschaft nach *W.* mußte, begleitete mich, und so hatte ich eine in jeder Hinsicht angenehme Heimfahrt. Als wir uns dem Zollgebäude an der Grenze näherten, begann mein Herz unwillkürlich schneller zu klopfen, denn die Erinnerung an all' Das, was ich vor kaum sechs Wochen an diesem Ort erlebt, trat gar lebhaft vor meine Seele. — Wenn ich heute jenes Haus betreten mußte, so konnte ich das Haupt reichlich ebenso hoch tragen, wie meine damaligen Gefährtinnen es trotz ihres schlechten Wohlens gethan; — denn das meinige war so rein, daß ich keinen ZollDirector der Welt zu fürchten braudete!

Auch die große Bude sah ich wieder und unter ihr die Bank, auf der ich mit dem jungen Mann gesessen, während er mir den Weg unserer Rettung bezeichnete. Aber merkwürdiger Weise dachte ich an das Alles nicht in diesem Augenblicke; ich hörte im Geiste nur immer wieder und wieder jene letzten Worte: — „Dann danken Sie dort zu weilen an Alexander Petrovitch!“ — und freute mich des Bewußtseins, dieselben pünktlich und im ausgedehnten Maße befolgt zu haben!

Ein ganz klein wenig enttäuscht vor ich, als der Nothbach versicherte, ich brauche gar nicht mit auszureisen, er könne alle Nöthige da drinnen allein abmachen, und mich hat, ihn im Wagen zu erwarten. — Es war unter diesen Umständen ganz selbstverständlich, daß währenddessen Alexander Petrovitch herantrot, um mir nochmals Lebewohl zu sagen, und ich war im Grunde weder sehr überrascht noch erstaunt, nur ganz unbeschreiblich glücklich, als er meine Hand mit diesem Druck in der feinen behelt und mir zulüftete, wie traurig ihn diese Abschiede machte, und daß es nur auf mich ankomme, ob demselben ein recht baldiges Wiedersehen in meiner Heimath folgen dürfe, und ob ich — ja, ob ich mich wohl entschließen könne, über kurz oder lang für immer nach Russland zu kommen, als seine liebe Heine Frau!

Tante Ida, der ich meine erlösten Abenteuer bereits schriftlich von *W.* aus mitgetheilt hatte, empfing mich mit liebevollen Worten wegen meines Reichthums und meiner Vertrauensseligkeit, fremden Abenteuerinnen gegenüber, wie sie sagte, daneben aber stand die Freude, die sie trotz alledem und alledem empfand, mich wohlbeschalten wieder vor sich zu sehen, so deutlich auf ihrem gütigen Gesicht geschrieben, daß ich ihr ladend um den Hals fiel und alle weiteren Ausführliche ihres gehedulnten Unwillens mit einem herzlichen Kuß erwiderte. —

Eine ähnliche Scene spielte sich bei meiner Heimkehr zu Hause ab. Hier mußte ich allerdings erst ausführlicher Bericht abgeben, denn in meinen Briefen hatte ich nur von kleinen Unannehmlichkeiten gesprochen, die mir unterwegs begegnet wären. — Meinem guten Mütterchen liefen die hellen Thränen über die Wangen bei dem Gedanken an die Gefahren, in denen ihr Liebling sich befunden, und von weichen er so gar keine Ahnung gehabt! — Schwester Gertrud aber meinte scherzend: — „Gut, Kind, die Weisheitskunst ist nun wohl für lange gesättigt, und nach Deinem „gelobten Lande“ fährst Du überhaupt nicht wieder?“

Do ladete ich leut und fröhlich auf: — „Gut recht, Trudchen, nun erst recht und Du ahnst gar nicht, wie von ganzem Herzen gern!“

Am Weihnachtsabend desselben Jahres umstand unsere kleine Familie voll heiliger Andacht, wie immer, den brennenden Christbaum, und doch bewunderte diesmal die gemischtesten Gesichter unsern Bergen. Froh und glücklich waren wir wohl Alle, aber wie Mütterchen sich da oben zur Seite wandte, genohete ich doch, daß sie heimlich mit dem Tuche über die thränenfeuchten Augen fuhr. — Am Tage zuvor war Alexander Petrovitch angekommen und hatte eine lange Unterredung mit ihr gehabt, in welcher er sie schließlich um meine Hand gebeten. — Dieß ist ich nun schon vorher erklärt hatte, ihn und nur ihn zu lieben, und daß sie schon allein um der Dankbarkeit willen, die sie dem Retter ihrer Tochter schuldete, gar nicht anders könne, als demselben durch mich glücklich machen hatte sie, wenn auch mit einem kleinen Seufzer, „ja“ gesagt.

Sie konnte es sich eben gar nicht vorstellen, daß ihre Marie, „das Kind“, wie Alle mich höchst mit Vorliebe nannten, mit dem „Freunden“ in das barbarische Russland gehen wollte! —

Ich trat zu ihr und umfing sie gärtlich: — „Mütterchen, ich habe ihn ja so unbeschreiblich lieb, — und — einen Weihnachtsbaum soll ich am fünfundzwanzigsten December auch stets nach deutscher Sitte haben; er hat mir's eben feierlich gelobt!“ —

Fünfundsundzwanzig Jahre sind seitdem vergangen. — Ich habe es nie bereut, Elternhaus und Vaterland verlassen zu haben, um dem Manne meiner Liebe zu folgen. Wenn ich auch dem deutschen Vaterland die Treue in meinem Herzen stets bewahrt, so ist mir doch auch das Getürschhaus meines Vaters meine liebe zweite Heimath geworden! —

Die Grenze habe ich in seiner Begleitung noch oft passiert, aber natürlich nie mehr unter auch nur ähnlichen Verhältnissen, wie das erste Mal! —



Von Dorf zu Dorfe, von Land zu Land
 Sieht er im Sturme und Sonnenbrand,
 Den ganzen „Funda“ auf dem Rücken,
 Der ländlichen Jugend zum Entzücken.
 Director, Cassirer und Regisseur.
 In einer Person — für freies Douceur.
 Vierhänder und Vierfüßer bilden
 Die beste aller Theatergilden:
 Da giebt es nicht Hader, nicht Rollenmeid,

Ein jedes ist stets auf's Wort bereit.
 Kein Drunkfaal erwartet die Künstlerblase,
 Als Bühne dient ihr die offene Straße.
 Der Hofmarschall mit dem Federhut,
 Die Zensurmannfell im vollen Puh,
 Ein wohlstaffirtes Pudelpaar
 Stellen die schönsten Stücke dar,
 Ha'n'n, schiefen und stechen infernalisch,
 Tanzen Ballet und sind musikalisch.

Der „Keller“ greift ein Oberlärchen,
 So geht das Ganze wie am Schnürchen.
 Und rings um die Meute's herum
 Schreit Beifall ein dankbares Publikum,
 Ja, noch zum Dorfe hinaus in's Weite
 Folgt es der Truppe als Ehrengelitte. —
 Denkt mancher Director wohl in der Stadt:
 „Ach, gings unter meiner Regie' so glatt!“
 n. e.

Ein deutsches Bürgerkind.

Novelle von Johanna Solla.

(Fortsetzung.)



Der Grafin war kein Wort der lautgeführten Unterhaltung entgangen. „Wer ist dieser Herr Hohenhof?“ fragte sie.

„Du nimmst mir das Wort aus dem Munde, liebe Mama,“ sprach Graf Theodor dazwischen, „er scheint Hausgenosse zu sein, der Inspector aber doch nicht. Du erwähnest ihn eben noch als Gutsbesitzer.“

Der Amtsrath lachte. „Er ist alles Dreies und nebenbei auch noch Jurist, dem selbst der Doctortitel nicht fehlt.“

Ein sehr vielseitiger Beruf,“ warf die Gräfin ein.

„Mehr noch vielseitige Bildung,“ meinte der Amtsrath, dem der Spott in der nachlässig hingeworrenen Antwort nicht entgangen war, „es geht dies nicht immer so Hand in Hand. Ich kann, Gott sei Dank, meine Jungen ebenfalls wohlgerathen bezeichnen, und doch kommt keiner Hohenhof gleich, er ist mit einem Wort ein Mann, der in Allen zu Hause ist und nie auf halbem Wege stehen bleibt. Als Sohn eines Notars,“ erzählte er weiter, „lag es in seinem Sinn, die Laufbahn seines Vaters einzuschlagen, und er hatte auch bereits ein Examen absolvirt und sich den Doctorhut errungen, als ihm durch den plötzlichen Tod eines kinderlosen Onkels ein bedeutender Grundbesitz zufiel. Obgleich es sofort bei ihm feststand, das Gut einst selbst zu übernehmen, — der Onkel war mehr Gelehrter als Landwirth gewesen und hatte die Vändereien verpachtet — so setzte er doch seine juristischen Studien fort und legte erst noch das letzte Examen ab, bevor er zur Oekonomie überging. Und hier hat er in kurzer Zeit Staunenswerthes geleistet, man kann ihn als einen durch und durch praktisch wie theoretisch gebildeten Landwirth bezeichnen. Er ist seit vorigem Jahr in unserem Hause und ich hoffe, daß er, so lange ihn die noch nicht abgelassene Verpachtung seines Besitzes von der eigenen Wirthschaft fern hält — leider ist dies nur noch kurze Zeit, — hier bleiben wird. Ich fürchte, daß mit mir seine Kraft schwer werde ersehen können,“ fügte er nachdenkend hinzu.

„Dann ist er aber eigentlich nicht Inspector, lieber Onkel, sondern Volontair, der ausnahmsweise die Stelle des Ersteren vertritt,“ versetzte der Graf; „offen gestanden sieht er mir auch als Inspector zu elegant aus.“

„Wenn er durch diese Ansicht in Deiner Achtung gesiegen,“ lächelte der Amtsrath, „so muß ich Dir diesen Irrthum nehmen. Hohenhof hat genau dieselben Pflichten und genießt genau dieselben Vortheile, welche mein früherer Inspector inne hatte, daß er vielleicht mehr zur Familie gezogen wird, das bedingt seine Persönlichkeit, nicht aber sein Best.“

Den Grafen hatte diese Antwort etwas in Verlegenheit gesetzt, seine Mutter kam ihm zu Hilfe.

„Aber lieber Schwager, Sie wollen damit doch nicht sagen, daß der Herr sich Gehalt von Ihnen zahlen läßt?“

Der ihm eigene Humor blühte wieder in den dunklen Augen des Amtsraths.

„Warum, liebe Schwägerin, ziehen Sie dies in Zweifel? Es ist kein Almosen, welches Hohenhof von mir empfängt, es ist sein wohlverdientes Geld, was ich ihm mit dem Gehalt auszahle. Das, was man im gewöhnlichen Leben als Volontair bezeichnet, sind meist junge Leute, welche nicht wissen, wie sie die Zeit todtschlagen sollen, und sich nur dann um die Wirthschaft kümmern, wenn es ihnen bequem ist; es giebt Ausnahmen, ich warte jedoch auf keine solchen, ich besolde meine Beamten und stelle den vornehmsten Ansprüche an sie. Einer meiner Söhne ist auch Oekonom und nimmt gegenwärtig ebenfalls einen bezahlten Inspectorposten ein, ich wünschte und hoffe, daß er als einflüger Besitzer von Neuhof jetzt ebenfalls seine Pflicht thun wird, wie Hohenhof die seine bei mir thut.“

Eine momentane Störung war nach dieser Auseinandersetzung im Gespräch eingetreten.

„Warum aber, lieber Onkel, hat keiner meiner Bettern die Militaircarriere eingeschlagen?“ verachtete der Graf demselben eine andere Richtung zu geben. „Es bieten sich uns doch mancherlei Vortheile dar.“

„Es läßt sich nicht leugnen, daß das Militair an höchster Stelle bevorzugt wird, und daß man im Allgemeinen, die Damenwelt vor allen Dingen nicht zu vergessen, ein günstiges Vorurtheil für Euch hegt; ich verdente es auch Keinem, welcher Neigung dazu verspürt, seinen Vortheil daraus zu ziehen; aber wie gesagt, es gehört eben Neigung dazu, und in meinen Jungen steckt etwas von meinem Blut, sie geben dem bürgerlichen Leben den Vorzug, wenigstens im Frieden; denn da sie, Gott sei es gedankt, mit keinerlei körperlichen Gebrechen behaftet sind, haben die Kriegsjahre Erich ebenfalls in den Reihen der Kämpfenden gefunden. Und was kurz, unseren Aeltesten, anbetrifft, so hat er als Arzt auf dem Verbandspolze keine geringeren Dienste geleistet. — Doch,“ unterbrach er sich, „wo bleibt Hohenhof?“

In demselben Augenblicke erschien jedoch auch schon der Genannte auf der Schwelle des Gartenlons.

„Das alte Sprichwort: wenn man vom Wolfe spricht, so ist er nicht weit,“ rief der Amtsrath, dem Antommenden die Hand bietend. „Wo stehen Sie? Wahrheitslich haben Sie schon wieder die Wirthschaft inspicirt.“

„War ich so lange, Herr Amtsrath?“ fragte Hohenhof mit tiefer, wohlklingender Stimme, dann sich leicht verneigend ließ er seine großen graublauen Augen einen Moment, wie in halber Frage, auf den Fremden ruhen.

Der Amtsrath verstand ihn und übernahm die Vorstellung: „Herr Doctor Hohenhof, Gräfin und Graf von Wallen.“

Die Herren verbeugten sich gegenseitig und die Gräfin neigte unmerklich das Haupt, sie mußte sich eingestehen, daß sie selten eine so elegante Erscheinung gesehen. Hohenhof war zwar um ein Unbedeutendes kleiner als Theodor, in der schlanken, geschmeidigen Gestalt und der Art und Weise seiner Bewegungen lag jedoch etwas Imponirendes; ein wohlgepflegter dunkelblonder Schnurr- und Backenbart besaßtete edle und intelligente Züge.

„Sie waren heut Morgen noch nicht sichtbar, gnädige Frau,“ sagte er, an die Amtsräthin herantretend, „von Fräulein Maria war ich aber so glücklich, schon in aller Frühe die Gefe des Morgenleibes zu sehen.“

„Wo, wenn ich fragen darf?“ rief das junge Mädchen herüber.

„Auf dem Arm Ihrer Jose, Fräulein Maria, ich kam von dem Herrn Amtsrath, als sie gerade damit in Ihre Zimmer huschte.“

„Sollte es dann wirklich bloß eine Gefe gewesen sein?“ scherzte Maria. Sie hatte dem Diener den frisch duftenden Kaffee abgenommen, und eine Tasse davon füllend, dieselbe auf den Tisch niedergelegt.

„Darf ich bitten,“ sagte sie mit einer einladenden Bewegung zu Hohenhof.

„Sie verzeihen.“ Den noch unbesezten Stuhl des Grafen etwas bei Seite schiebend, schob er einen Sessel vor und ließ sich neben Maria nieder.

Graf Theodor machte zu spät eine Bewegung, ihn daran zu hindern, Hohenhof merkte es nicht, der Gräfin war es jedoch um so weniger entgangen, sie wandte sich etwas heftig dem Amtsrathin zu.

„Ist Dir etwas?“ fragte diese, von ihrer Handarbeit aufsehend.

„Nein, ein unselbliches Insekt incommobite mich nur. . . Komm, laß uns eine Promenade durch den Garten machen.“ Die Amtsräthin stimmte bei und legte ihren Arm in den der Schwester.

Der Amtsratß hatte den Herren Cigaretten präsentirt, und Maria, bei diesen zurückbleibend, hatte eine Wankstüderei ergriffen. „Da fällt mir ein, daß ich ja noch nicht über meine Commissionen Bericht erstattet habe,“ hob Hohenhof an und zog ein Bündchen aus der Brusttasche seines Rockes. „Sollte die Farbenwahl nicht recht sein, Fräulein Maria, dann muß ich lieber eingestehen, daß ich mich ganz auf den Geschmack der Mobilistin verlassen.“

Das junge Mädchen entküllte einige nach der Schattirung gewählte rotze Seidensträbchen.

„Ich bin ganz zufrieden damit,“ entgegnete sie, „und danke Ihnen vielmals. Mägen Sie mir aber jetzt bald Rechnung, Herr Hohenhof, ich schulde Ihnen auch noch von voriger Woche einige Auslagen.“

„Meine Cousine scheint Sie also öfter in Anspruch zu nehmen,“ mischte sich der Graf ein.

„Sieh Dich nur vor, daß es Dir nicht bald ebenso geht,“ lachte der Amtsratß; „es ist merkwürdig, wenn sieben Mal in der Woche nach H. gefahren würde, gäbe es sieben Mal Aufträge dort für mein Töchterchen auszurichten. Dabei geht alle Tage ein Vote nach unserem kleinen Landstädtchen.“

„Wo aber leider Gottes sehr wenig zu haben ist, lieber Papa. — Gaben Sie unsere Notizen auch nicht vergessen, Herr Hohenhof?“

„Nein, Fräulein Maria, sie liegen bereits drinnen auf dem Clavier.“

„Da hörst Du, wie es weiter geht,“ scherzte der Amtsratß dem Grafen zuwendend, „Herr Hohenhof kann nicht einmal in Ruhe seinen Kaffee trinken. Ich möchte wissen, wie viel Aufträge es wieder gegeben hat.“

„Dadurch stakte ich erst später mit dem Notizbuch in der Hand ausführlichen Bericht ab,“ entgegnete Hohenhof, lächelnd zu Maria hinüberblickend.

„So schlimm wird es nicht sein,“ wehrte diese wie scheinbar beleidigt ab, eine Minute später erhob sie jedoch schalkhaft aufblickend wieder das Köpfchen. „Gaben Sie Kästchen von Langen meinen Brief abgegeben und Vertha Röhr nach der Adresse gefragt?“

Der Amtsratß drohte mit dem Finger. „Kind, ich würde mich wirklich, wenn Herr Hohenhof noch Zeit gefunden, seine anderen Geschäfte abzuwickeln.“

„Es ist Alles besorgt, Herr Amtsratß,“ entgegnete dieser, „und auch Fräulein Maria wird, hoffe ich, mit mir zufrieden sein, — der Brief ist abgegeben und die gewünschte Adresse steht in meinem Notizbuch.“

Hohenhof hatte währenddem seinen Kaffee ausgetrunken, einer Aufforderung des Amtsratßs nachkommend, erhob er sich, um diesen nach der Canzlei zu begleiten.

IV.

Maria beugte sich, die Stiche zählend, tiefer über ihre Stiderei. Graf Feodor, vielleicht nicht gewohnt, sich wie vorher durch Hohenhofs Vernachlässigt zu sehen, lehnte wortlos in dem Sessel zurück.

„Wollen wir der Tante und Mama nachgehen?“ fragte Maria, von ihrer Arbeit aufsehend.

Graf Feodors Stirn erheiterte sich, er sprang sofort auf. „Ich bin damit einverstanden, Cousinen.“

Sie gingen mit einander die Stufen der Terrasse hinunter, sich umschauend blieb Maria stehen.

„Wo nun hin?“ fragte sie, „man sieht und hört nichts von den beiden Damen.“

„Goffentlich werden wir uns auch allein nicht verirren,“ antwortete der Graf scherzend, — „wagten wir den Versuch.“ Er bot ihr dabei seinen Arm dar.

Mit leichtem Ervühren nahm Maria denselben an. „Wenn es Ihnen recht ist, suchen wir den Gärtner, ich habe Einiges bei ihm zu bestellen.“

Sie umgingen den großen sammetartig geichorenen Rosenplatz, dessen äußerer Rand mit abgesetzten Rosen- und Teppichbeeten bedekt war. Leise plätschernd schlug das Wasser des in der Mitte sich befindenden Springbrunnens hernieder, von den Sonnenstrahlen beglänzt schien jeder einzelne Tropfen ein Brillant zu sein. Breite, saubere Kieswege führten in dunkle Buchengänge, aus denen man immer wieder auf blumengeschmückte, freie Plätze hinaustrat.

Durch sein ganzes Leben dazu geschult, verstand der Graf seine Begleiterin mit seiner Conversation zu fesseln.

„Dieser Herr Hohenhof scheint mir eine sehr bevorzugte Stellung bei Onkel einzunehmen,“ bemerkte er, auf einmal von dem bisherigen Gesprächsstoff abirrend, „er betrachtet sich wahrhaftig, wie zur Familie gehörend.“

Erkaut über die Unergründlichkeit in seinem Ton sah Maria zu ihm auf. „Warum sollte er auch nicht,“ entgegnete sie unbesangene, „er hat als intimter Freund meines Bruders kurz sich als Knabe bei uns verkehrt und sich von jeher Papas besonderer Zuneigung zu erfreuen gehabt.“

„Und mein Cousinchen sieht ihn ebenfalls gern?“

Die Frage sollte scherzhaft klingen, als er jedoch mit lauerndem Blick sich zu ihr niederbeugte, wie um die Antwort auf ihrem Antlitz zu lesen, hatte sie den Kopf nach der andern Seite gewandt. Ihre Hand von seinem Arm zurückziehend, huschte sie durch das Gesträuch an ihm vorüber, und eine dort verborgene Gitterthür öffnend, überließ sie es ihm, ihr zu folgen. Graf Feodor biß sich ärgerlich auf die Lippe, sie war ihm die letzte Antwort schuldig geblieben.

Das weiße, durch das Gesträuch schimmernde Kleid Marias diente ihm als Wegweiser, und als er sie, seinen Schritt beschleunigend, endlich eingeholt, fand er sie über eine, die verschiedenen Gemüthsbeete einfassende Rabatte niederbeugt; sich aufrichtend, befestigte sie den Stengel einer mattrosa Zwergaster in ihrem blonden Haar.

„Bittend streckte ihr der Graf die Hand entgegen. „Schanten Sie mir auch eine Aker!“

Marias schlanker Oberkörper neigte sich, um seinem Wunsche zu willfahren, von Neuem über das Blumenbeet.

„Nicht diese,“ rief der Graf, „lassen Sie mich selbst wählen.“

Die von ihm bezeichnende Blume brechend, reichte sie ihm Maria zu, er schob sie in das Knospend seines Rockes hinein, aber nicht ohne vorher die Blätter des Blüthenfelsch an seine Lippen geführt und mit einem Kuß berührt zu haben.

Leicht wie eine Gazelle war das junge Mädchen ihm wieder vorangeeilt.

„Wissen Sie, ob der Gärtner hier ist?“ fragte sie einen Buchsen, welcher beschäftigt war, die fruchtstehenden Aeste eines Zwergbäumchens am Spalter fester zu binden.

„Ja wohl, gnädiges Fräulein,“ entgegnete dieser, „er nimmt auf der Südseite der Mauer Wein ab; darf ich ihn rufen?“

„Nein, ich gehe selbst,“ wehrte sie den Dienstfertigen ab. Das Kirchtisch, welches ihre Tritte auf dem steinigten Sande verurachteten, ließ den Gärtner von seiner Arbeit aufbliden, er hatte eben eine riesige Weintraube in den schon halb gefüllten Korb gelegt, welchen ihm ein junges, ihm zur Seite stehendes Mädchen darbot.

„Guten Abend, gnädiges Fräulein!“ rief er, das Sammetkäppchen auf seinem fahlen Scheitel lüftend, er hob die zuletzt geschüttene Traube wieder in die Höb. — „Sehen Sie einmal, gnädiges Fräulein, solche große Beeren haben wir noch nie gehabt, es ist die erste Frucht von den Thurnauer Stöcken, süß wie Zucker und fast gar keine Körner. Es ist wahr, der alte Herr drüben gab viel auf gutes Obst, das beste, was selbst wir haben, stammt aus Thurnau.“

„Wollen Sie auch kosten, lieber Vetter?“ Marie hielt davon einige ebenfalls eine Traube in der Hand, und bedeutete das junge Mädchen, dem Näheretretenden den Korb zu präsentieren.

„Es ist der Sohn von Tante Leonie,“ erklärte sie dem Gärtner. Gröhnend das Köpfchen lösend, streifte ein gleichgiltiger Blick denselben den Großen.

Maria hatte ihre Bestellung ausgerichtet und wandte sich zum Gehen. Der Graf und das junge Mädchen fanden sich noch immer einander gegenüber, von einer Blattnelle übergeben hielt ihm lechtes der Korb mit den Weintrauben entgegen, seine darin suchenden Hände schienen das Richtige nicht finden zu können.

Die luschigen Frauen finster zusammengezogen, sah jetzt der Gärtner nach der Gruppe hinüber.

„Komm her, Toni!“ befahl er rauh und kurz.

Erstarrten hatte die Besessene den Korb zurückgezogen und war wieder an seine Seite geeilt, der Graf stand ziemlich verdutzt mit leeren Händen da.

„Ein mürrischer alter Kauz, dieser Gärtner,“ meinte er zu Maria; als sie wieder durch die Gänge des Gartens zurückschritten. „Diese Toni ist doch wohl seine Tochter, sie sieht ihm jedoch gar nicht ähnlich.“

„Nicht wahr, sie ist ein hübsches Mädchen,“ erwiderte Maria, „ihre Mutter, die Babette, war Kammermädchen bei unserer heiderseitigen Großmama. Papa sagt, sie habe früher auch so hübsch ausgesehen, heute mag er sie aber nicht mehr leiden, sie ist ihm zu nachlässig in ihrem Anzuge geworden. Vor kurzer Zeit war auch einmal die Rede davon, daß Toni ebenfalls als Fies gehen werde, der Gärtner jedoch, dessen Lieb-ling sie von seinen sechs Kindern ist — sie ist die älteste — gab es nicht zu. Jetzt spricht man davon, daß sie bald Braut sein werde, der neuangestellte Lehrling aus dem Dorfe geht viel im Gärtner- hause aus und ein.“

Auf dem breiten Sandwege vor der Terrasse ging der Amtsrath mit Hohenhof im Gespräch aus und nieder, sie kamen den Antkommenen entgegen.

„Ist dies das eiserne Kreuz?“ fragte der Amtsrath, auf die Axt im Knopsloch Theobors deutend.

„Eine Decoration Marias.“ Es war das erste Mal, daß er seine Cousine so beim Namen nannte.

Wie ein finsterner Schatten floß es über die Züge Hohenhofs, sein Blick streifte das Knopsloch des Grafen, wie festgebannt blieb er dann einen Moment auf dem Haar Marias haften, die dort bereifigte blaßrosa Axt war der von dem Grafen als Decoration erwähnten Sprechend ähnlich.

V.

Noch lag der Thau der Morgenfrische in der Luft. Die nach dem Schloßhof hinaus führenden Fenster von den Schlafzimmern der Gäste waren fest zugezogen, die anderen Zimmer waren gelüftet und ließen die Kühle Eingang finden. Ab und zu erschien dort eine das Staubtuch haltende Hand und schüt- telte es zum Fenster hinaus. Eine Gesellschaft Sperlinge, welche unten, sich Brosamen suchend, umher hüpfte, flog dann jedesmal aufgeschreckt auseinander.

Aus einer seitwärts gelegenen Souverainthür kamen ein paar Mägde, um an dem alterthümlichen Brunnen Wasser zu schöpfen. Sonst aber herrschte eine Ruhe und Stille, die so recht dem Herzen wohlthat, es erfrischt, unsere Gefühle anregt und jeden strebsamen Geist zu neuem Eifer anspornt.

Der Hüßschlag eines Pferdes ertönte, es war ein schnee- weißer Zelter, welcher an der Freitreppe vorgeführt wurde. Bald darauf erschien noch ein Stallknecht, er hielt einen, die Hüften weit ausblühenden Goldbüch kurz am Bügel gefaßt. Die beiden Pferde wurden auf- und abgeführt, und verursachte dies ein ziemlich gleichmäßiges Geräusch, nur wenn hin und wieder der Goldbüch mit seinen Hinterfüßen auszufall, flogen die feinen Steine des Kieses wie spielende Insekten in die Luft.

Das dunkelblaue Reitkleid über den Arm geschlagen, so daß der zierliche Fuß sichtbar war, trat Maria durch das Portal auf die obere Stufe hinaus. Der lange graue Schleier ihres Hüßbüchs wachte von einem leichten Windhauch auf und ihr von den blonden Locken unnormalen Köpfchen sah ebenso frisch aus, wie der junge Morgen. An der von langen Stulp- handschuhen bedeckten Hand die Reitgerte haltend, schwang sie dieselbe ein paar Mal müßwillig in die Luft. Dann stieg sie langsam die Treppe herab und ließ ihre Augen über den, vor ihrer Gegenwart ausfahrenden Fußs wohlgefällig hin- weggleiten. In den Zelter herantretend, streichelte sie liebevoll dessen schlanken Hals und prüfte etwas an dem Gurt des Damenreitklets.

Mit flüchtigem Schritt kam Hohenhof von der nach dem Wirtschaftshof führenden Seite auf sie zugefchritten. Auch er trug die Reitgerte in der Hand, und seine jugendlich schlante und doch kräftige Gestalt nahm sich in den hohen Reitersiefeln und der ziemlich eng anliegenden, kurzen Zoppe vorthellhaft aus. Es war ein schönes Paar, als er, sie begrüßend, lassen sie trat, und sie dabei bald um Kopfeshöhe übertrage.

„Ich habe Sie doch nicht etwa nicht kennen, Fräulein Maria?“ fragte er im Tone der Entschuldigung.

„Keineswegs, ich bin eben erst heruntergekommen,“ ent- gegnete sie freundlich, „Sie sehen aber daraus, daß ich auch einmal eher wie Sie auf dem Platze sein kann und nicht immer später aufstehe.“

„Oh, ich habe dies nie in Zweifel gezogen — heut aber trifft es dennoch nicht zu, ich war bereits draußen bei den Reuten auf dem Vorwerk.“ Nochmals den Hut abnehmend, trocknete er sich mit dem Taschentuche den Schweiß von der weißen, sich von dem gebräunten Wangen scharf abzeichnenden Stirn.

„Aber wo reiten wir jetzt hin?“ versetzte sie, den rechten Fuß in seine Hand, den anderen in den Steigbügel setzend, und sich dann leicht in den Sattel schwingend.

„Nach dem Walde,“ rief er ihr zu.

Der Zelter fuß los, bevor er jedoch das Thor erreicht, galoppirte der Fuß schon wieder an seiner Seite. Sie sprengten die Dorfstraße hinunter, eine Schaar spielender Kinder stob dort ängstlich auseinander, Maria rief ihnen einige beruhigende Worte zu und lenkte dem Beispiel Hohenhofs folgend in einen seitwärts einbiegenden Feldweg ein. Bei der schnellen Gangart der Pferde hatten sie nach kaum einer Viertelstunde die Kühle des Waldes erreicht.

Maria hielt ihr Pferd an. „Der Weg theilt sich hier; welcher wird eingeschlagen, mein kühner Ritter?“

„Der nach der Försterei, schöne Herrin,“ entgegnete er in gleichem Scherz und verneigte mit leuchtendem Blick sein Auge in das ihre. Gröhnend und verlegen sah Maria auf den Hals ihres Pferdes hernieder. Doch nur einen Augenblick, dann schüttelte sie wieder übermäßig das Köpfchen und hatte einen neuen Scherz auf den Lippen.

Bei der Försterei angelangt, winkte Hohenhof einen aus dem Hause tretenden Jägerbüchsen an sich heran und gab ihm einen Auftrag an den Förster auszurichten, hierauf wollte er sein Pferd wenden.

„Ehon umdrehen?“ rief Maria betäubt.

Sich einen Augenblick besinnend hielt er den Fuß wieder an. „Sie haben Recht, es wäre schade — darf ich Ihnen einen Vorschlag machen, so durchreiten wie weiter den Wald, halten uns dann, links wendend, hart an seinem Rande und biegen, wenn wir die Tharnauer Grenze erreicht, in meinen Forst ein. Wir kommen somit schnell auf Umwegen und eine halbe Stunde später nach Hause, dies schadet uns ja aber nicht.“

Maria gab sofort ihre Einwilligung, und als ob es einen Betritt gelte, sprengten sie bald wieder Seite an Seite dahin.

Mit den um das erlichte Gesicht fliegenden Locken und den dunklen in Freude und Lust funkelnden Augen sah Maria

reizend aus, Hohenhof konnte nur schwer seinen Blick von ihr abwenden.

Am Ausgange des Waldes hielten sie ihre Pferde an.

„Da liegt ja Ihre Thurnau!“ Maria deutete mit der Reitherte nach einem der vor ihnen liegenden Dörfer.

Hohenhof sah beforognißvoll zum Himmel empor.

„Ich fürchte, wir bekommen ein Gemitter, es wird deshalb das Beste sein, wir treten sobald als möglich unseren Heimritt an.“

„Ach diese schwarze Wolke da,“ lachte Maria, „sie sieht mir nicht gerade Unheil verkündend aus, und die anderen sind erst gar nicht gefährlich. — Jetzt umdrehen? — Nein, ich will Ihre vielgepriesenen Thurnauer Eichen sehen.“ Und dem Zelter einen Schuß mit der Gerte gebend, sog sie den längs des Waldes hinführenden Weg links herum. Es blieb ihm nichts übrig als ihr zu folgen.

„Wie schön ist es im grünen Wald,“ juchzte sie auf, und nach den tief herabgewachsenen Ästen einer riesigen Eiche greifend, schmißte sie ihren Hut und den Hals ihres Pferdes mit dem frischen Grün.

Einen Busch davon ihrem Begleiter zu reichend, forderte sie ihn auf, ein Gleiches zu thun.

Hohenhof dachte einen Moment an die Axt im Knopfloch des Gewandes, sie ließ ihm aber keine Zeit zu weiteren Reminiscenzen.

„Ach liebe von allen Bäumen die deutsche Eiche am meisten,“ plauderte sie weiter, „die Eiche und nächst ihr die Linde. — Aber was ist das, es hat wahnsinnig geblitz.“

„Und der Donner bleibt nicht aus,“ meinte er, als auch bald ein hohles Rollen vom Himmel herunter klang.

Das Stüdchen durch das dicke Laub sichtbare Firnmannt sah tollschwarz aus, die Blätter begannen raschelnd vom Winde bewegt an einander zu schlagen und das Geräusch der herniederfallenden Regentropfen wurde hörbar.

Maria blinnte wie Schutz suchend zu Hohenhof auf.

„Krengstigen Sie sich nicht, Fräulein Maria,“ beruhigte er sie und faßte mit fester Hand nach dem Bügel ihres unruhig werdenden Zettes. Sein Fuchß blieb merkwürdigerweise ganz unbewegt von den tobenden Elementen, den schlanken Hals nach vorwärts streckend öffnete er lustig wiehrend seine Nüstern.

„Wenn wir nur irgendwo ein Unterkommen finden könnten,“ meinte Maria, welche, von der Ruhe Hohenhofs angefaßt, ebenfalls beruhigter dem Kommenden entgegenfaß.

„Wir sind gleich an Ort und Stelle,“ entgegnete er, „das Forsthaus liegt in unmittelbarer Nähe und ich hoffe, daß wir es vom Regen noch unbehelligt erreichen.“

Die auf den Pfastersteinen vor der Hausthür wiederklingenden Hufe hatten eine junge Frau mit einem Kinde auf dem Arm an das Fenster des Forsthauses gelockt. Sie verschwand sofort wieder und war in der nächsten Minute schon draußen im Freien.

Hohenhof war bereits von seinem Pferde herunter gesprungen, er drückte ihr die Bügel in die Hand und forderte sie auf, recht fest zu halten, dann eilte er zu Maria, um ihr aus dem Sattel zu helfen. Nur einen Augenblick legte sich sein Arm mit leichtem Druck um ihre Taille, wie ein flüchtiges Heh

spring sie an ihm vorüber und war in der geöffneten Hausthür verschwunden.

Den Hut von der Locke nehmend, schüttelte sie die noch losen Regentropfen herunter. Durch eine angelehnte Seitenthür vernahm sie das leise Wimmern eines Kindes, dieselbe aufstoßend sah sie auf der Diele des Fußbodens den kleinen Hühn, welchen sie noch kurz vorher auf dem Arm der Mutter erblidt hatte, augenscheinlich war er in der Eile dort nieders gesetzt worden. Er verstummte und saß sich mit seinem noch in Thränen schwinmenden, schenen Blick die fremde Erscheinung an, doch als sie sich zu ihm herabbeugte, versogten die kleinen Mundwinkel von Neuem. Sie ließ sich davon nicht abschrecken, hob ihn auf, und ihn mit ihren Schmelzselreden beschwichtigend, waren sie bald gute Freunde geworden.

Als Hohenhof mit der Försterin, welche Beide die Pferde erst untergebracht hatten, zurückkehrte, saß sie auf dem Ledersofa und hatte das Kind auf dem Schooß. Es lachte hell auf, als es mit seinen Händchen einen Strähn ihres goldenen Haars ergriffen hatte und Maria, sich scheinbar dagegen sträubend, es ihm vergeblich wieder entreißen wollte. Hohenhof blieb stehen, er konnte sich an der Gruppe nicht satt sehen, die Försterin eilte ganz bestürzt herbei.

„Mein Gott, gnädiges Fräulein, hätten Sie den ungezogenen Jungen sitzen lassen.“ Sie wollte ihn ihr wieder abnehmen.

„Nein nein, lassen Sie ihn mir, er ist zu allerliebst,“ eiferte Maria.

Der kleine nahm auch von den ausgestreckten Armen der Mutter gar keine Notiz, mit den Beinhden strampelnd, wachte er sich vielmehr dagegen, von der schönen Fremden fortzuziehen.

Die Frau hatte ihren Mann nach Hause kommen sehen und war hinaus gegangen. Das Kind war ihr mit den Wliden gefolgt und begann doch jetzt unruhig zu werden, augenscheinlich fürchtete es sich auch vor Hohenhof, welchen es ängstlich von der Seite anblinnte.

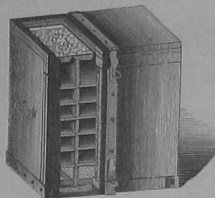
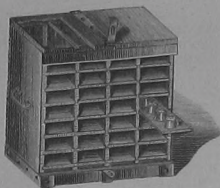
Maria stand auf und trug es im Zimmer umher. Der Regen plätscherte in Strömen an die Fenster schlagend vom Himmel hernieder, es war fast dunkel geworden, Wth und Donner folgten dicht hintereinander und Maria legte jetzt von selbst der zurückkehrenden Mutter das erschröckene Kind in die Arme, diese trug es beschwichtigend nach dem Nebenzimmer.

Eine unsichere Hand tastete an dem Thürschloß, Hohenhof ging zu öffnen, und ein altes, auf einen Stock gestütztes Mütterchen kam langsam herein.

„Die Herrschaften müssen schon entschuldigen,“ sagte sie, mit leuchtendem Athem stehen bleibend, „wenn ich mir gleich einen Stuhl suche, es geht mit dem Stehen nicht lange, das Alter muß sich Manches herausnehmen, was man in der Jugend nicht für möglich gehalten, und was einem eigentlich auch nicht zukommt.“

Maria hatte ihr bereits einen der Poststühle entgegen getragen, Hohenhof beulte sich ihr den Stod abzunehmen, und war ihr beim Wiederfüßen behilflich, denn sie schien auf der ganzen einen Seite gelähmt zu sein.

(Fortsetzung folgt.)



Patentkiter Butterkühler. (Beschreibung siehe Seite 623.)

Schlesische Chronik.

Die **Sehung des Kunstgewerbes in der Provinz Schlesien** ist eine der Aufgaben, welche sich der Schlesische Central-Gewerbe-Verein gestellt hat, und zwar insbesondere, weil auf diesem Gebiete der keine Handwerkerstand in der Lage ist, seine Leistungen gegenüber denen der Groß-Industrie zur Geltung zu bringen. Diese Bestrebungen des Schlesischen Central-Gewerbe-Vereins haben auf der von denselben im Jahre gefurtenen Schlesischen Gewerbe- und Industrie-Ausstellung im Jahre 1881 allgemeine Beachtung gefunden. Da es sich jedoch nicht empfiehlt, derartige weitausgehende Unternehmungen in kurzen Zwischenräumen zu wiederholen, wogegen andererseits dem Kunst-Gewerbe andauernd Gelegenheit geboten werden muß, seine Leistungen und Fortschritte auf den Markt und zur Kenntniß des künftlichen Vereins zu bringen, so beabsichtigt der Schlesische Central-Gewerbe-Verein, fortan alljährlich in Breslau kleinere Ausstellungen kunstgewerblicher Erzeugnisse zu veranstalten und zwar die erste derartige im November d. J. in einem besonders hierzu geeigneten Locale. Zur Ausstellung sollen jedoch nur gewerbliche Erzeugnisse von wirklich kunstgewerblicher und kunstgewerblich gelangener und haben die Herren H. Berg, Director des Schlesischen Museums der bildenden Künste, Professor Kühn, Director der hiesigen königlichen Kunstschule, und die königlichen Bauärzte Lüdtke und Schmidt die Unterstützung zur Prüfung bei Annahme und Ankauf der auszustellenden Gegenstände bereitwillig zugesagt. — Mit der Ausstellung, die für die Aussteller kostenfrei ermöglicht werden soll, wird, um auch die Verwertung und den Absatz der Ausstellungs-Gegenstände zu erleichtern, eine Lotterie zu veranstalten beabsichtigt, zu der Sr. Excellenz der Herr Ober-Präsident von Schlesien bereits die Genehmigung erteilt hat. Folgender sollen die ausgestellten Gegenstände durch Vermittelung des Schlesischen Central-Gewerbe-Vereins zum freihändigen Verkauf gelangen. Der Zweck dieses Vorganges dürfte dem Bedenken, kunstgewerblichen Gegenständen Verfallung und Abgang zu schaffen, Rechnung getragen werden und es haben somit alle Kunsthandwerker volles Interesse, denselben ihre besondere Beachtung zuwenden. — Anmeldungen für die Ausstellung sind bis spätestens den 1. September cr. an das Bureau des Schlesischen Central-Gewerbe-Vereins in Breslau, Heiligschtrasse 45, das auch zu weiterer Auskunft gern bereit ist, zu richten. Da die in Aussicht genommene Localität noch Anbauten und dergl. nicht erweitert werden kann, so wird schon jetzt bemerkt, daß verspätete Anmeldungen auf Berücksichtigung kaum zu hoffen haben.

Heinrich Schubert's Geschichte Steinaus. Herr Heinrich Schubert, Lehrer an der höheren Töchterschule I in Breslau, beabsichtigt im Verlage von Wg. Boywood daselbst eine „Urkundliche Geschichte der Stadt Steinau a. d. O.“ herauszugeben. In dem wir auf dieses für Schlesien interessante und historisch bedeutame Unternehmen aufmerksam machen, theilen wir aus dem Prospect des Verfassers nachstehende Gesichtspunkte mit:

„Die Stadt Steinau a. d. O., welche eine äußerst beschauliche, reiche und interessante Geschichte besitzt, da sie nicht nur lange Zeit hindurch Fürstenthumshauptstadt und Residenz der Herzöge war, sondern auch wegen ihrer Lage an Ober- und Niederrhein in alle Schicksale betriebsreichen historischen Ereignisse hineingezogen wurde, enthält noch immer eine gründlichen, auf urkundliche Basis beruhenden Bearbeitung ihrer Specialgeschichte. Das im Steinauer Rathsrath befindliche Schöffensche Manuscript kann — mit Ausnahme der Geschichte der letzten hundert Jahre — nicht Anspruch auf den Namen einer „Geschichte von Steinau“ erheben, weil die ältere und mittlere Zeit zu dürftig und ungenügend behandelt ist, so sogar grobe, durch die neuere historische Forschung längst widerlegte Fiktionen und Fehler aufweist. Aus denselben Gründen kann auch ein vor kurzer Zeit veröffentlichter Auszug aus dieser sogenannten Chronik weder vor der historischen Kritik bestehen, noch das Interesse der Leser befriedigen.“

Um diese Lücke in der schlesischen Provinzialgeschichte auszufüllen, hat der Unterzeichnete seit länger als 10 Jahren alle im hiesigen Staats- und Stadtrath, im Archiv des Wollauer Domainenamtes, im Raths- und Kirchenarchiv zu Steinau und in verschiedenen Bibliotheken vorhandenen Nachrichten über die Stadt Steinau gesammelt und unter dem Titel: „Urkundliche Geschichte der Stadt Steinau a. d. O.“ bearbeitet. Die politische, mit dem Jahre 1202 beginnende Geschichte zerfällt in drei Abschnitte: I. Steinau unter Herzögen bis 1675. II. Steinau unter österreichischer Herrschaft bis 1740. III. Steinau unter preussischer Regierung seit 1740. — Daran schließen sich als spezielle Beilagen: 1) Geschichte des Hospitals zum heiligen Geiste. 2) Geschichte der evangelischen Kirche: a) Johannis, b) Georgens und c) Marienkirche. 3) Geschichte der evangelischen Schule. 4) Geschichte der katholischen Kirche und Schule. 5) Geschichte des königl. Seminars und Gräber von Schlachtfeldbrüderlichen Baisenhäuser. 6) Geschichte der ehemaligen Obermühlwerke. — Den Schluß des Wanzes bilden Verzeichnisse der Steinauer Bürgermeister (mit dem Jahre 1310 beginnend), der Stadtschreiber, später Notare genannt, der Gerichtsböthe, Hofrichter und Wundschauheuler, eine Bevölkerungsabelle und specielles Personen-, Orts- und Sachregister.

Da durch eine derartige eingehende Behandlung der Umfang des Werkes ein ziemlich bedeutender geworden ist und etwa 14 Druckbogen

in gr. 8° ergeben wird, so sind die Herstellungskosten sehr erheblich und es ist wünschenswerth, durch eine vorherige umfangreiche Bestellung der Abnahme eine Gewähr für die Durchführbarkeit des Unternehmens zu erhalten. — Es werden daher vorläufige Subscriptionen vom Verleger, Klosterstraße 1b, angenommen. Möchten diese recht zahlreich eingehen!

Aus der Zeit des schlesischen Krieges. Anfangs Mai wurde im Untarschloß zu Krummhübel ein Astenfeld aus dem zweiten schlesischen Kriege aufgefunden, das lebhaft an die Schrecken jener Zeit erinnert, nämlich ein Requisitionsköniglein aus dem österreichischen Hauptquartier. Derselbe lautet:

Auf Befehl Seiner Königl. Hoheit Prinz Carl von Lotharing. Wird der Gemeinde zu Prombühl Bey Feuer und Schmetz auf daß Aller scharfflich anbefohlen, daß inure halb 24 Stunden nach Empfang dieses 12000 Zhr. bares Geld, 9 Vorgepenn Wagn, 30 Paar Fahne, 600 Portion Brod, welches Alles nach Schmiedberg geliefert werden sol. Im fall Aller mit dem brod nicht Auf zu kommen, so ist an hat eben die frucht. Wie Much 4000 Portion Weiz, Und so viel Haber nach Marfchenberg sch. geliefert werden. Wedrigenfalls ohne Widerthei exsoso obiger strafe, durch die da Sin Verschleiden Pandouren zu gewarten dabei. Signatum Schmiedberg, den 18. 9er 1742.

Der Königlich: Kay:
Auch zu Jurgens und Abbeim Königl:
Majest: Dierst: Obristen Lieutenant
und dieses Corps Commandant
W. Frägnli.

Aus Heimath und Fremde.

Eine heimathliche Gebirgspartie. (Mit Illustration.) Fern sei es von uns, eine geographische oder geognostische Schilderung der deutschen Gebirge geben zu wollen. Jedes deutsche Gebirge hat seine eigenen Vorzüge, Schätze und Schönheiten, von Schlesiens und Hannovers Bergen an bis hinunter zu den Alpen. Wir wollen nur Zweierlei: 1. eine erneute Warnung aussprechen vor dem unvernünftigen und die öffentliche Gesundheit entsetzlich bedrohenden Festsitzen der deutschen Berge, 2. eine Anregung geben zu fleißigen Gebirgswanderungen in der wärmeren Jahreszeit. — Es ist schon oft gesagt worden und leider vielfach vergessend, daß seit der rücksichtslosen Entloosung der Bergwälder und Halben erlösch Roth und Elend unter der Gebirgsbevölkerung mahlos gestiegen sind, weil jedes der zahlreichen, im Gebirge liech stark anstehenden Gewässer Verberungen durch Lebensschwemmung und Abschleppung der freistehenden Wälderende herbeiführen, während die Gesundheit in den auf die Gebirge gesetzenden Festsitzenden beeinträchtigt wird durch scharfe austrocknende Winde, wobei die Ueberflutung der Bergflüsse aber auch die Tiefliegenen trifft. Bis jetzt ist es meist nur der Staat und ein Theil der Großgrundbesitzer, welche für Aufforstung fast gemachter Berge sorgen. Zahlreiche Waldbesitzer, namentlich kleinere, zerstreuen in der Wier, rauch Weiz zu machen, oder in der thörichten Einbildung, ein Stück dem Fortse neu abgerugenes Aderland bringe mehr ein, oft die letzten Reste des grünen Bergschmades. Fast in allen deutschen Gebirgen, in Schlesiens Bergen, im Harz, im Harzwalden, Taunus, Schwarzwald etc. giebt es keine Urwälder, weil sie infere Illustration darstellt; diese sind natürlich durch die fortschreitende Abholzung jünnächst und am meisten gefährdet. Leiber müssen sich deren Besitzer als Besteherbeiter oft an der Verberung betheiligen.

Entwähle Gebirge hören aber auch auf, ihre für die Wanderungen der deutschen Touristen zu sein. Wie erquickend und bierend ist eine Wanderung durch die grünen Hallen bergauf, bergab! Es giebt für den im Stadlande haufenden Stubenmenschen für Den, der das Jahr über in der dampfen Luft des Bureau, der Fabrik, des Kellers, des Baarenlagers etc. zubringen muß, für die Tausende von Schülern die Tag für Tag 8—10 Stunden lang in stinkenden Räumen thunmüßigen, bleichsüchtig, kurzichtig etc. auszubalten haben, keine gefegnetere Recreation, kein lustlicheres Vergnügen, als Gebirgswanderungen. Das mögen Alle beherzigen, die es angeht und die sich auf einige Zeit von ihrem Wanne losmachen können! Und mögen namentlich auch unsere deutschen Lehrer daran denken, mit den ihrer Sorgfalt anvertrauten Schülern, zu deren und zu ihrem eigenen Wohl, so oft als möglich in die Gebirgswelt und in ihren kühlen Schatten hinauszugehen!

Allerlei Nützliches.

Praktischer Butterföher. (Mit Illustration.) Durch den Domainenpächter H. Ehrenmann in Trebnitzschloß (Schlesien) ist dem Redacteur des „Ratensverweirler“, Zimmernier- und Patentanwalt Otto Sch. Leipzig, Form und Beschreibung eines vortheilhaften Butterföhers zur Veröffentlichung übergeben worden, und letzterer hat uns Illustrationen dieses nützlichen Apparats mitgetheilt. Für Alle, welche während der warmen Jahreszeit Butter zu transportiren resp. zu versenden haben, ist die Erfindung des Butterföhers gewiß sehr willkommen. Die Zusammensetzung des umfänglich abgebildeten Apparats, in Kistenform, ist folgende: Die Rückwand, Seitenwände und Boden der Kiste sind fest, da

